Zeitschrift: Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug

Herausgeber: Regierungsrat des Kantons Zug

Band: 35 (2019)

Artikel: Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Autor: Hochuli, Stefan / Roth, Saskia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-846950

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Abschluss der Revision und der Vervollständigung des Inventars der schützenswerten Denkmäler im Kanton Zug

Gebäude prägen die Landschaft des Kantons Zug und tragen zum Charakter der elf Gemeinden bei. Voraussetzung für die Festlegung schützenswerter Bauten ist eine gute Kenntnis des Baubestands. Grundlage dazu ist ein Inventar. Mit dem Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) im Jahr 1991 wurde im Kanton Zug das Inventar der schützenswerten Denkmäler vorgeschrieben. Mit der Festsetzung potenzieller Schutzobjekte wird sichergestellt, dass bei späteren Planungsprozessen die verschiedenen öffentlichen und privaten Interessen frühzeitig aufeinander abgestimmt werden können. Zusammen mit anderen gesetzlichen Rahmenbedingungen ist das Inventar eine wichtige Arbeitsgrundlage in Planungs- und Bauprojekten und trägt wesentlich zur Rechtssicherheit bei. Grundstock des 1991 eingeführten Inventars bildeten die im kantonalen Richtplan 1987 aufgeführten regionalen Kulturobjekte, die aus den Ortsplanungen hervorgegangenen gemeindlichen Kulturobjekte sowie die archäologischen Fundstätten (§ 41 Abs. 2 DMSG). Dieser Bestand war eher zufällig zustande gekommen und daher sehr lückenhaft. So kam es immer wieder vor, dass eine Käuferin oder ein Käufer erst nach dem Erwerb einer Liegenschaft erfuhr, dass das erworbene Objekt schützenswert sein könnte – ein äusserst unbefriedigender Zustand für alle Beteiligten. Es wurde immer deutlicher, dass nur ein vollständiges Inventar seinen Dienst bei der Umsetzung der rechtlichen Grundlage erfüllen konnte.

Der lange Weg der ersten Inventarrevision

Das Amt für Denkmalpflege und Archäologie plante ab dem Jahre 2001 die systematische Sichtung des gesamten Baubestands im Kanton bis 1975 und damit verbunden die Vervollständigung und Überprüfung des Inventars der schützenswerten Denkmäler. Verschiedene politische Prozesse, darunter die «Staatsaufgabenreform» (Projekt STAR) und die Teilrevision des Denkmalschutzgesetzes per 2009, verunmöglichten vorerst diese Vorhaben. Doch die grosse Planungs- und Rechtsunsicherheit bei den Hauseigentümern sowie bei den Gemeinden und beim Kanton wurde immer offensichtlicher bzw. der Handlungsbedarf immer dringlicher. Die im Bau- und Planungswesen involvierten Akteure forderten wiederholt eine baldige Vervollständigung des Inventars. 2012 war es endlich so weit. Trotz vorangegangener Budgetkürzungen konnte das Amt das herausfordernde Vorhaben an die Hand nehmen und es trotz politischer Vorstösse, die im Jahre 2016 den Abbruch der Inventarrevision zum Ziel hatten, planmässig vorantreiben. Ende 2018 wurden die Revision und Vervollständigung des kantonalen Inventars der schützenswerten Denkmäler mit Baujahr bis 1975 zeitgerecht abgeschlossen. Insgesamt wurden 617 Objekte neu aufgenommen, aber auch 76 aus dem Inventar entlassen, weil sich aus der Gesamtbetrachtung des Baubestands oder im Rahmen einer Schutzabklärung ergab, dass bei diesen Objekten der vermutete sehr

Gemeinde	Gebäudebestand	Schützenswert	Geschützt
		In Prozent des Gebäudebestands	In Prozent des Gebäudebestands
Baar	4057	5,5 %	1,5 %
Cham	2932	6,2 %	3,6 %
Hünenberg	2221	2,9 %	1,2 %
Menzingen	1547	3,9 %	2,4 %
Neuheim	794	4,5 %	1,5 %
Oberägeri	2112	3,1 %	1,5 %
Risch	1902	4,6 %	1,1 %
Steinhausen	1373	3,4 %	0,9 %
Unterägeri	2236	3,5 %	1,2 %
Walchwil	1292	2,6 %	1,3 %
Zug	4628	12,6 %	4,6 %
Total Kanton	**25094**	**5,8 %**	**2,2 %**

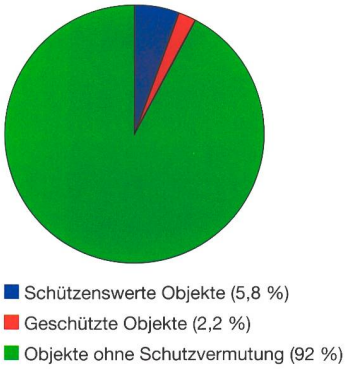


Abb. 1 Statistik über die Anzahl schützenswerter und geschützter Denkmäler des Kantons Zug (Gebäudebestand am 31. Dezember 2018 gemäss Geschäftsbericht 2018 der Gebäudeversicherung Zug).

Abb. 2 Inventarblatt mit jeweils einem Situationsplan, einer Abbildung des schützenswerten Denkmals, einer kurzen Baugeschichte, Beschreibung und Würdigung zur Begründung der Schutzwürdigkeit.

hohe Wert nicht mehr gegeben war. Das Inventar umfasst aktuell 1464 Objekte[1] mit Baujahr 1975 und älter bzw. 5,8 Prozent des gesamten Baubestands (Abb. 1). Zu jedem Inventarobjekt existiert ein Inventarblatt, das über das kantonale Geoportal abrufbar ist (Abb. 2). Dadurch erhöht sich die Aussagekraft des Inventars hinsichtlich des wissenschaftlichen, kulturellen und heimatkundlichen Werts eines bestimmten Objekts. Zudem ist die Nachvollziehbarkeit der Inventaraufnahme gewährleistet. Das Inventar trägt sicher auch dazu bei, die Öffentlichkeit vermehrt für die wichtigen Aufgaben der Kulturgüterpflege zu sensibilisieren. Eine periodische Aktualisierung des Inventars ist jeweils im Rahmen der gemeindlichen Ortsplanungsrevisionen vorgesehen.

Das Inventar – Grundlage denkmalpflegerischen Handelns

Der erste Schritt zur Pflege von Baudenkmälern ist deren Erkennung. Das Inventar des Kantons Zug umfasst Bauernhöfe, Kirchen, Fabriken, Bürohäuser, Siedlungen, Badeanstalten und viele weitere Gebäude, welche die Summe der Baukultur ergeben. Insbesondere die Bauten aus der Zeit der ersten Industrialisierung (ab Mitte des 19. Jahrhunderts) und besonders dann die Bauten der Nachkriegsmoderne zeigen die Dynamik, mit der sich der Kanton Zug in jüngerer Zeit entwickelte. So sind die Bauten der 1950er bis 1970er Jahre Zeugen der sich stark wandelnden Gesellschaft, Politik und ökonomischen Rahmenbedingungen, aber auch der sich damals verändernden Architektur. Angesichts der zunehmend rasanten ökonomischen und demografischen Entwicklung der letzten Jahre ist es umso wichtiger und dringlicher, das bauliche Erbe dieser für Zug so einschneidenden Epoche zu kennen und zu würdigen, um deren wichtigste Zeugen erhalten zu können.

Der Begriff des Denkmals und die Praxis des denkmalpflegerischen Handelns wandeln sich. Über lange Zeit sind in der Schweiz die Bauten des 19. Jahrhunderts, des Historismus und der neueren Architektur in den Kunstdenkmälerbänden und Inventaren sowie in der Forschung nicht behandelt worden. Noch um die Mitte der 1960er Jahre purifizierte man Bauten der Neugotik oder brach sie ab. So wurde im Kanton Zug 1970 der vom britischen Architekten William Wilkinson (1873–1877) im Stil der Neugotik errichtete Landsitz «Neues Schloss» in Buonas (Gemeinde Risch) abgebrochen und an dessen Stelle eine bungalowartige Villa erstellt.[2] Erst in den 1970er Jahren wurde der Denkmalbegriff auch auf

Unterschutzstellung und Aufnahme ins bzw. Entlassung aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler im Jahr 2018

Die Direktion des Innern stellte 2018 die folgenden 24 Baudenkmäler unter kantonalen Schutz:

Baar	Wasch- und Brennhaus, Büessikon
	Schulhaus Sternmatt, Sternmatt
	Hauswirtschaftstrakt Sternmatt, Sternmatt 10
	Wasch- und Brennhaus, Zimbel
Cham	Hotel Bahnhof, Bahnhofstrasse 2
	Schützenhaus, Friesencham
	Wohnhaus Hausteil Süd, Gartenstrasse 2
	Wohnhaus Hausteil Nord, Gartenstrasse 4
	Wohnhaus, Hünenbergerstrasse 16
	Wohnhaus Hausteil Ost, Hünenbergerstrasse 18
	Wohnhaus Hausteil West, Hünenbergerstrasse 20
	Wohnhaus, Hünenbergerstrasse 22
Oberägeri	Bauernhaus, Mitteldorfstrasse 4
	Wohnhaus Stationsgebäude, Morgartenstrasse 4
Steinhausen	Wohnhaus/Bauernhaus, Wald 1
Walchwil	Trestergestell, Artherstrasse
	Bauernhaus Wihel, Artherstrasse 7
	Scheune, Artherstrasse 7
Zug	Zweifamilienhaus, Aegeristrasse 31
	Werkstatt, Aegeristrasse 31
	Schopf, Aegeristrasse 31
	Landwirtschaftliches Betriebsgebäude, Juchenegg 2
	Scheune Rüschenhof, Rüschenhof 3
	Wohn- und Geschäftshaus, Unter Altstadt 12

In das Inventar der schützenswerten Denkmäler wurden total 58 Objekte aufgenommen:

Oberägeri	25
Unterägeri	33

Aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler wurden total 31 Objekte entlassen:

Baar	2
Hünenberg	1
Oberägeri	14
Unterägeri	11
Zug	3

[1] Objekte mit Assekuranznummer, Stand Januar 2019.
[2] KDM ZG NA. 2, 390f.

Bauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts angewendet. Und der bis dahin vornehmlich nach ästhetischen Gesichtspunkten vorgenommenen Wertung der Denkmäler wurde der Zeugniswert im Sinne einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen sowie räumlichen Bedeutung hinzugefügt. Der Denkmalbegriff wurde vor dem Hintergrund der massiven Zerstörung von Baukultur in den Jahren des Baubooms diskutiert und neu begründet. Im Vordergrund stand die Erkenntnis, dass der Mensch das Grundbedürfnis nach Erinnerung hat, die nirgends besser erfahrbar wird als anhand von materiellen Zeugnissen.[3] Der Denkmalbegriff wurde in der Folge im Sinne einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlich orientierten «Spurensicherung» ausgedehnt. Bauernhäuser, Siedlungen, Arbeiterhäuser oder Industriedenkmäler werden seither nach denselben denkmalpflegerischen Kriterien bewertet und behandelt wie Zeugnisse bürgerlicher Hochkultur und Sakralbauten. Im Kanton Zug wurde der erste Nachkriegsbau 1997 vom Regierungsrat unter Denkmalschutz gestellt – das vom Architekten Hanns A. Brütsch entworfene Appartementhaus «Seepark» in Zug (Abb. 3).[4] Heute ist es in der Praxis der Denkmalpflege selbstverständlich, dass gut erhaltene, charakteristische Bauten aller Baugattungen Aufnahme in ein Inventar finden, und zwar Vertreter von überdurchschnittlicher, seltener Qualität ebenso wie Vertreter der einfachen, aber für ihre Zeit und Gegend repräsentativen Alltagsarchitektur (Abb. 4).

Am Anfang dieses denkmalpflegerischen Handelns stehen die Inventarisierung jener Bauten sowie die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihnen. Eine systematische Inventarisierung der Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts setzte 1973 mit dem von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte herausgegebenen «Inventar der neueren Schweizer Architektur. 1850–1920» ein.[5] Für die Baukultur der Nachkriegsmoderne gibt es bis heute kein gesamtschweizerisches Inventar, jedoch zahlreiche Publikationen zu einzelnen Epochen, Bauten und Protagonisten jener Zeit. Heute liegt die in der Schweiz allgemein anerkannte Zeitgrenze der Denkmalwürdigkeit von Bauten zwischen 1970 und 1980. Der Kanton Zug liegt mit seinem aktuell abgeschlossenen Inventar mit Bauten bis 1975 demnach im Bereich der gängigen Praxis der Schweizer Denkmalpflege-Fachstellen.

[3] Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege, Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz. Zürich 2007, 13.

[4] Heinz Horat, Das Appartementhaus «Seepark» an der Gartenstrasse in Zug. Im Gedenken an den Architekten Hanns A. Brütsch (1916–1997). Tugium 14, 1998, 155–164.

[5] Der Baubestand der Stadt Zug wurde 1992 publiziert: Christine Kamm-Kyburz, unter Mitarbeit von Christian Raschle, Zug. In: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (Hg.), Winterthur, Zürich, Zug. Bern 1992 (INSA 10), 457–544.

Abb. 3 Zug, Gartenstrasse 4, Appartementhaus «Seepark». 1952 erbaut von Hanns A. Brütsch, Zug. Ansicht der Hauptfront, nach der Restaurierung 1997. Im Jahr 1997 wurde mit dem Appartementhaus «Seepark» erstmals im Kanton Zug ein Bau der Nachkriegsmoderne unter Schutz gestellt.

Abb. 4 Zug, Terrassenweg 1–9 und Rothusweg 1–11a, Wohnsiedlung Terrassenhäuser. 1958–1961 erbaut von Fritz Stucky und Rudolf Meuli, Zug. Die Terrassenhäuser sind nicht nur ein wichtiger Zeuge der Zuger Architektur der 1950er und 1960er Jahre, sondern als erste ihrer Art in der Schweiz auch von grosser architekturgeschichtlicher Bedeutung.

Beim Erhalten der Baukultur des 20. Jahrhunderts stellen sich neue Fragestellungen und Herausforderungen. Vielfach reagieren die Gebäude äusserst empfindlich auf formale Veränderungen, weil sie schlicht, betont unauffällig oder rein funktional und vor allem in ihrer Schutzwürdigkeit nicht leicht zu vermitteln sind. Für das verbesserte Verständnis in der Öffentlichkeit gilt es, die aus der Inventarisierung gewonnenen Erkenntnisse der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Mit dem Verfassen der Inventarblätter für die als schützenswert ins Inventar aufgenommenen Bauten wurde ein Anfang gemacht.

Stefan Hochuli und Saskia Roth

Literatur

Marcus Casutt, Bestandesaufnahme historischer Bauten im Kanton Zug. Tugium 30, 2014, 19–21.

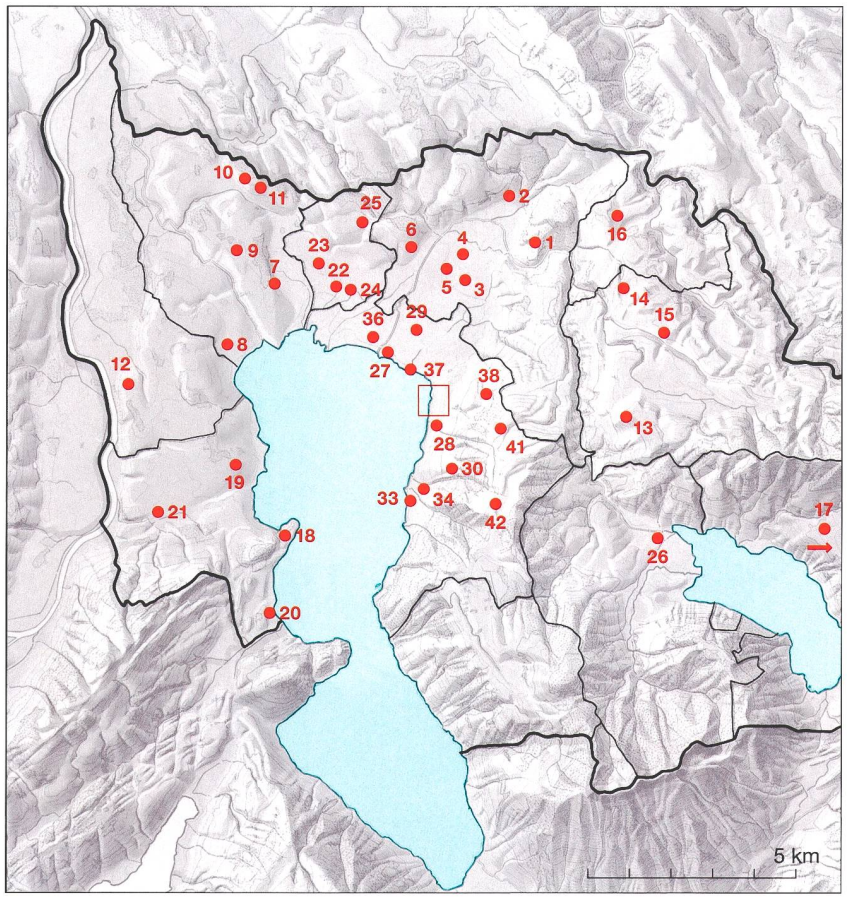
Dorothee Eggenberger und Georg Germann, Geschichte der Schweizer Kunsttopographie. Zürich 1975.

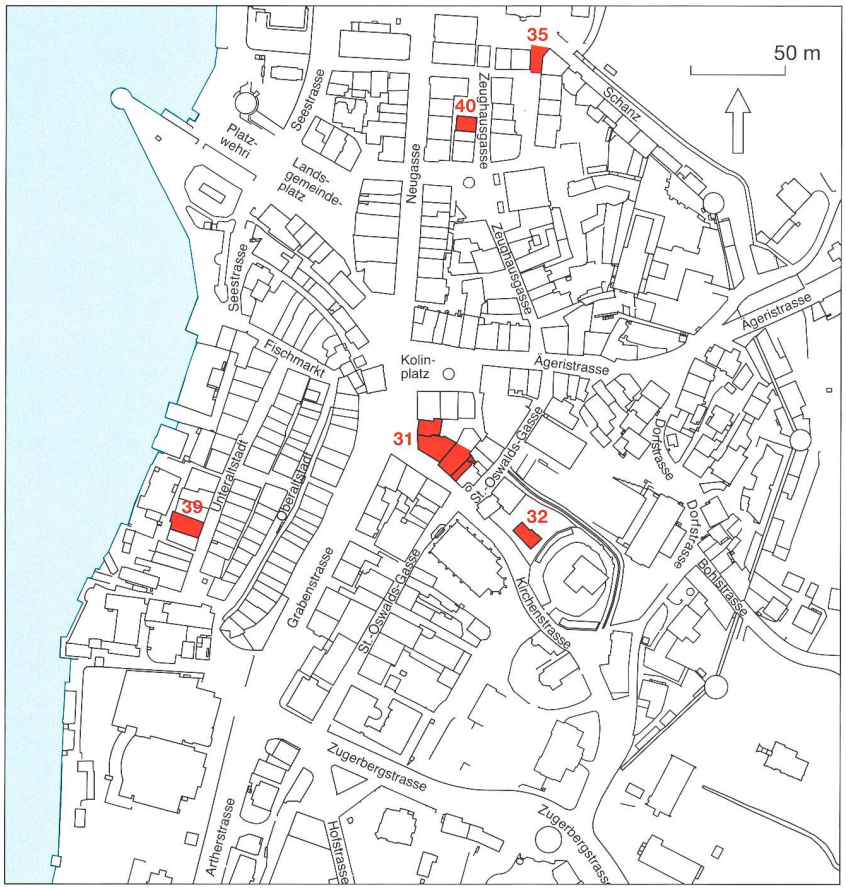
Stefan Hochuli, Vervollständigung des Inventars der schützenswerten Denkmäler im Fokus der Politik. Tugium 33, 2017, 17–18.

Patrimonium. Denkmalpflege und archäologische Bauforschung in der Schweiz 1950–2000. Hg. vom Bundesamt für Kultur. Zürich 2010.

Saskia Roth, Revision des Inventars der schützenswerten Denkmäler: Nach welchen Kriterien wird inventarisiert? Tugium, 32, 2016, 25–27.

Ausgewählte Objekte und Kurzberichte





Kanton Zug (oben) und Stadt Zug (unten). Objekte, die im Jahr 2018 vom Amt für Denkmalpflege und Archäologie bearbeitet wurden und in den Rubriken «Ausgewählte Objekte» bzw. «Kurzberichte» vorgestellt werden.

1 **Baar,** *Baarburg*
2 **Baar,** *Bofeld 5, Bauernhaus*
3 **Baar,** *Kirchmattweg 7*
4 **Baar,** *Mühlegasse 31*
5 **Baar,** *Oberau, Wasch- und Brennhaus*
6 **Baar,** *Unterzimbel, Haus Chupferschmitte*
7 **Cham,** *Birch 2*
8 **Cham,** *Eichmatt III*
9 **Cham,** *Friesencham, Schützenhaus Pfad*
10 **Cham,** *Oberwil, Äbnetwald I, Etappe 2c*
11 **Cham,** *Oberwil, Hof*
12 **Hünenberg,** *Lowald*
13 **Menzingen,** *Gubel*
14 **Menzingen,** *Lüthärtigen 4a/b, Bauernhaus und Neubau Stöckli*
15 **Menzingen,** *Seminarstrasse 12, Kantonsschule Menzingen*
16 **Neuheim,** *Lindenweg 2, «Zehnderhof»*
17 **Oberägeri,** *Ägeriried*
18 **Risch,** *Buonas, Schlosspark, Gärtnerei*
19 **Risch,** *Oberfreudenberg 2*
20 **Risch,** *Oberrisch, Gut Aabach, Strandplatte*
21 **Risch,** *Rotkreuz, Bahnhof, Altfund Hirschskelett*
22 **Steinhausen,** *Erlenweg 5*
23 **Steinhausen,** *Schlossbergstrasse 8/10 und 12/14*
24 **Steinhausen,** *Sumpfstrasse 18*
25 **Steinhausen,** *Wald 1, Wohnhaus*
26 **Unterägeri,** *Zugerstrasse 13, ehemaliges Hotel Post*
27 **Zug,** *Chamer Fussweg 17*
28 **Zug,** *Frauensteinmatt 6*
29 **Zug,** *Gartenstadtstrasse*
30 **Zug,** *Gimenenweg 18, Stallscheune*
31 **Zug,** *Kirchenstrasse 1/3/5 und Kolinplatz 19*
32 **Zug,** *Kirchenstrasse 9, Bauhütte St. Oswald*
33 **Zug,** *Oberwil, Artherstrasse, Kapelle St. Nikolaus*
34 **Zug,** *Oberwil, Tellenmattstrasse 35*
35 **Zug,** *Postplatz/St.-Antons-Gasse*
36 **Zug,** *Riedmatt 41, Schulhaus Riedmatt*
37 **Zug,** *Schützenmatt, Seewasserzentrale*
38 **Zug,** *St. Verena, Kapelle St. Verena*
39 **Zug,** *Unteraltstadt 26, Restaurant Zur Taube*
40 **Zug,** *Zeughausgasse 6, Wohn- und Geschäftshaus*
41 **Zug,** *Zugerberg, Berghof 1*
42 **Zug,** *Zugerberg, Institut Montana*

Abb. 1 Neuheim, Lindenweg 2, Zehnderhof. Ansicht von Südosten, Zustand nach der Sanierung.

Abb. 2 Stube im Erdgeschoss mit Bohlenwand des 15. Jahrhunderts, Kachelofen mit patronierten Kacheln und Tafelparkett des 19. Jahrhunderts. Nach der Restaurierung.

Neuheim, Lindenweg 2, Zehnderhof

Ein geschichtsträchtiges Haus ist zu neuem Leben erwacht

Der Zehnderhof zählt nicht nur zu den bedeutendsten Bauten Neuheims, er gehört auch zu den ältesten Blockbauten des Kantons Zug. Seine Baugeschichte reicht gemäss dendrochronologischen Untersuchungen ins Jahr 1425 zurück. Der mittelalterliche Kernbau wurde im Laufe der Zeit mehrmals vergrössert, so auch im 17. Jahrhundert, als er weitestgehend seine heutige Form erhielt. Die Ergebnisse der im Zusammenhang mit dem Umbau erfolgten Bauuntersuchung wurden bereits im letztjährigen Tugium publiziert und lassen auf eine bemerkenswerte Baugeschichte schliessen. Schriftlich erwähnt wurde der Zehnderhof erstmals 1649, als in einem Urbar festgehalten wurde, dass der Hof nach Einsiedeln zinspflichtig sei. Damals befand sich die Liegenschaft im Besitz des Lieutenants und Ratsherrn Heinrich Zehnder. Gemäss einer Inschrift über dem Haupteingang ging auch der grosse Umbau im späteren 17. Jahrhundert auf die Familie Zehnder zurück, zieren doch die Wappen der Familie Zehnder und Roos (?) sowie die Jahrzahl 1671 den Türsturz über dem Haupteingang. Noch im frühen 19. Jahrhundert war der Zehnderhof Teil des Familienbesitzes und umfasste damals nebst dem Wohnhaus eine Trotte, eine Scheune, eine Sennhütte, mehrere Weidställe, eine Waschhütte sowie Wiesland ausserhalb des Dorfes; später kamen noch ein Dörrofenhaus und eine Remise hinzu. Die Familie Zehnder dürfte in Neuheim sehr angesehen gewesen sein, hatten doch deren Angehörige immer wieder bedeutende Positionen als Ratsherren, Pfarrer und Kirchmeier inne. Es überrascht daher nicht, dass der Zehnderhof mit seinen hohen Räumen zu den grössten und stattlichsten Bauten in Neuheim zählte. Man darf davon ausgehen, dass sich das Wohnhaus einst auch durch ein reiches Interieur auszeichnete, zumindest deuten die wenigen vor dem Umbau noch erhaltenen Ausstattungselemente des 18. und 19. Jahrhunderts wie Kachelöfen, Parkettböden und Täferwände darauf hin. Mindestens bis in die 1970er Jahre befand sich in der Stube noch ein kostbares Buffet aus Nussbaumholz, das nebst anderen Möbeln vom gehobenen Lebensstandard der Familie Zehnder zeugte. Nachdem der Zehnderhof nachweislich über zweihundertfünzig Jahre im Besitz der Familie Zehnder gewesen war, wurde der Hof samt allen Nebenbauten 1914 von der Familie Steiner übernommen. Diese liess einen Teil des Hofes in den späten 1980er Jahren abtragen und auf dem Josefsgutsch ausserhalb des Dorfes neu errichten. Im alten Dorfkern blieben lediglich das Bauernhaus und vorerst auch das Dörrofenhaus des frühen 19. Jahrhunderts, das sogenannte «Riegelhüsli», stehen. Mittlerweile musste auch dieses der neuen Überbauung weichen, konnte aber sorgfältig abgebaut und auf dem Hof Oberblachen wieder aufgebaut werden. Auch der Zehnderhof hätte einem Neubau weichen sollen, was nach langjährigen Auseinandersetzungen 2015 glücklicherweise mit der Unterschutzstellung verhindert werden konnte.

Das in die Jahre gekommene Wohnhaus, das stets als Einfamilienhaus gedient hatte, wurde 2017/18 umgebaut und umfassend saniert (Abb. 1). Aufgrund des grossen Volumens entschied sich die Bauherrschaft, das Erdgeschoss und Obergeschoss je zu einer Wohnung umzubauen, eine dritte Wohnung entstand in den beiden Dachgeschossen. Ziel war es, die Nutzung zu optimieren und das Gebäude unter weitgehen-

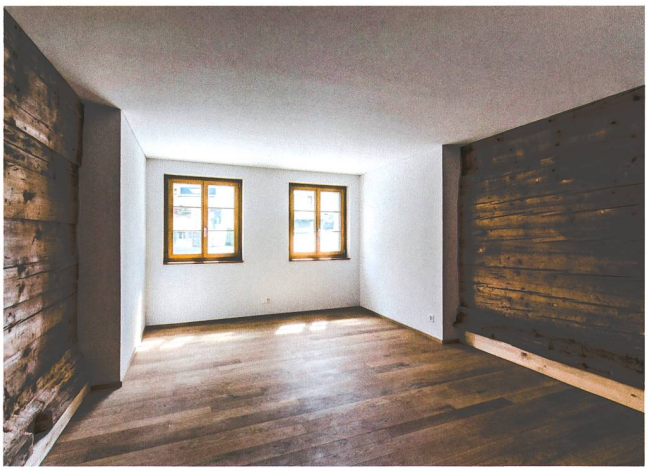


Abb. 3 Erdgeschoss, Blick in den Risalit mit historischen Bohlenwänden. Nach dem Umbau.

Abb. 4 Spätklassizistische Eingangstür im Erdgeschoss und Bohlenwand mit historischer blaugrauer Tünche. Nach der Restaurierung.

dem Erhalt des historischen Balkenständerbaus den heutigen Bedürfnissen anzupassen. Die ursprüngliche Tragstruktur wurde, wo der Zustand dies zuliess, repariert, gerichtet und verstärkt. Aufgrund aufsteigender Feuchtigkeit und statischer Probleme im Sockelbereich wurde die Krone des Bruchsteinmauerwerks durch einen schmalen Betonriegel ersetzt. Die Grundstruktur konnte weitgehend belassen werden, sodass in zahlreichen Räumen die ursprünglichen Bohlenständerwände des 17. Jahrhunderts erhalten sind. Diese wurden mindestens auf einer Seite sichtbar im Raum belassen. Erhalten geblieben sind auch ein Teil der historischen Deckenbalkenlagen sowie die Dachstuhlkonstruktion des 17. Jahrhunderts. Das aus einem liegenden und stehenden Stuhl bestehende Dachwerk zeugt von hoher Handwerksqualität und musste aufgrund des guten Zustands nur geringfügig repariert werden. Trotz Dämmung konnte die Konstruktion samt Sparren und Andreaskreuzen im Innern weitgehend sichtbar belassen werden. Um den Anforderungen an die neue Nutzung gerecht zu werden, musste die Denkmalpflege Kompromisse beim Einbau eines Lifts und der zwei Loggien eingehen. Der Liftschacht wurde im Bereich der ehemaligen Treppenerschliessung in Holz erstellt. Die Loggien wurden geschickt in der nordwestlichen Gebäudeecke platziert, wo die Fassaden als Fachwerk erstellt sind, sodass lediglich die Ausfachungen entfernt werden mussten und der Riegel glücklicherweise erhalten werden konnte.

An den einstigen Charakter des ehemals reich ausgestatteten Wohnhauses erinnert heute noch die historische Ausstattung in der Stube (Abb. 2). Der grüne Kachelofen mit dem patronierten, schwarzen Nelkenornament, der im Kranz die Inschrift «Josef Notter; Hafner in Bosswyl 1860» trägt, wurde umgerüstet, sodass er heute wieder eingefeuert werden kann. Der schöne Parkettboden aus Tannenleisten und Quadern aus Ahorn, Buche und Eichenholz, der gemäss einer Inschrift auf der Rückseite 1889 vom 62-jährigen Gebhard Dorn und seinem 15-jährigen Sohn Josef aus Zug angefertigt wurde, konnte erhalten, restauriert und ergänzt werden. In den übrigen Räumen, wo die Bohlenwände sichtbar geblieben sind, wurden die blaugrauen Tünchen und braunen Lasuren, die teilweise ins 15. Jahrhundert zurückreichen dürften, von jüngeren Tünchen befreit, konserviert und partiell retuschiert (Abb. 3).

Im Zuge der Umbauten wurde auch das Äussere umfassend renoviert, sodass sich der Zehnderhof ringsum in neuer Frische präsentiert. In Anlehnung an die ehemals verschindelte Südfassade wurde der Bau neu vollständig mit naturbelassenen Rundschindeln verkleidet. Die Sprossenfenster und Jalousieläden sowie die Ziegeleindeckung wurden erneuert. Einzig die spätklassizistische, eicherne Eingangstür mit ihren abgeplatteten Rauten konnte erhalten und restauriert werden (Abb. 4), ebenso das zugehörige Zierbrett mit den Wappen der Familien Zehnder und Roos (?) und der Jahrzahl 1671. Trotz umfassendem Umbau ist es gelungen, dass das geschichtsträchtige Wohnhaus seinen identitätsstiftenden Charakter wahren konnte. So wird der Zehnderhof als einer der letzten Zeugen künftige Generationen daran erinnern, dass der Westteil des alten Dorfkerns von Neuheim einst von landwirtschaftlichen Bauten geprägt war.

GS-Nr. 619, Ass.-Nr. 22a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Planung: Alois M. Fischer Architekten AG, Cham.
Restaurator: Stöckli AG, Stans.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 239f. – Tugium 34, 2018, 30–31.

Abb. 1 Steinhausen, Wald 1. Ansicht von Südosten. Nach dem Umbau.

Abb. 2 Kachelofen des 18. Jahrhunderts aus Baar mit erhaltener Ofenkunst des 19. Jahrhunderts. Nach dem Umbau.

Steinhausen, Wald 1, Wohnhaus

Vom bescheidenen Vielzweckbauernhaus zum geräumigen Wohnhaus

Das ehemalige Bauernhaus Wald 1 ist Teil einer kleinen Ansiedlung, die nordöstlich von Steinhausen unweit des Steihuserwalds liegt. Der Hof umfasst mehrere Bauten aus verschiedenen Zeiten und ist ringsum von unbebautem Land umgeben. Beim Bauernhaus handelt es sich um ein in der Region nur selten anzutreffendes Vielzweckbauernhaus, bei dem das Wohnhaus und die Ökonomie unter einem Dach vereint sind. Gemäss dendrochronologischer Untersuchung lassen sich insgesamt vier Bauphasen nachweisen, die im letztjährigen Tugium bereits beschrieben wurden. Das 1719 erstellte Gebäude wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts mehrmals umgebaut und erweitert und erhielt 1787, nach dem Anbau einer Trotte im Norden, seine heutige Form (Abb. 1). Der ursprüngliche Wohnteil im Süden erhebt sich über einem gemauerten Sockel und besteht aus einem zweigeschossigen Bohlenständerbau. Die im Norden angeordnete ehemalige Ökonomie, die mindestens einen Stall und die später angebaute Trotte umfasste, besteht im mittleren Teil ebenfalls aus einer Ständerkonstruktion. Bis vor dem Umbau war im Bereich des Stalls ein Tor in der Westfassade eingebaut, durch welches das Vieh einst direkt auf das angrenzende Wiesland geführt wurde. Die ehemalige Trotte, die später zur Garage umgenutzt wurde, war hingegen durch grosse Tore in der Ostfassade erschlossen. Das relativ steile Sparrendach von 1719 ist weitgehend erhalten und erstreckt sich sowohl über den Hausteil als auch über die ursprüngliche Ökonomie. Im 19. Jahrhundert passten die damaligen Besitzer, die Gebrüder Fähndrich, die Fassaden und das Interieur ihren Bedürfnissen an. Im Erdgeschoss wurden damals anstelle der bauzeitlichen dreiteiligen Fenster grössere, hochrechteckige Einzelfenster eingebaut. Die Stube wurde mit Feldertäfer und einem Kachelofen ausgestattet. Im frühen 20. Jahrhundert wurden die Wände und Decken einzelner Schlafkammern im Obergeschoss mit Fastäfer verkleidet. Möglicherweise geschah dies um 1910, als das Haus in den Besitz des Försters Jakob Rüttimann gelangte. Auf historischen Fotografien lässt sich erkennen, dass das Bauernhaus damals mindestens auf der Westseite eine Laube aufwies.

Das bescheidene Gebäude ist von sehr hoher bautypologischer und kultureller Bedeutung, denn es bezeugt einen wichtigen Zeitabschnitt der Zuger Agrargeschichte. Vor 1800 waren Bauten ausserhalb des Dorfetters nur in eingeschränktem Masse zulässig, sodass zur Entstehungszeit des Bauernhauses Wald 1 sowohl die Grösse als auch die Nutzung des Gebäudes rechtlich eingeschränkt waren. So entstand ein Gebäude von eher kleiner Dimension, in dessen Erdgeschoss lediglich eine Stube, eine Küche und ein kleiner Stall untergebracht und im Obergeschoss kleinere Kammern, vermutlich neben einem Heuraum, eingebaut waren. Vielzweckbauernhäuser wurden in der Regel von ärmeren Leuten erstellt, die ihre Landwirtschaft nur im Nebenerwerb führten. Dies dürfte auch bei den Eigentümern von Wald 1 der Fall gewesen sein, so etwa beim Förster Jakob Rüttimann.

2017 wurde das Vielzweckbauernhaus von den heutigen Eigentümern erworben, mit der Absicht, das Haus wieder bewohnbar zu machen und mehr Wohnraum zu generieren. Dazu wurden der ursprüngliche Wohnteil instand gesetzt und die Ökonomie sowie das Dach zu Wohnzwecken umgebaut.

Abb. 3 Obergeschoss. Kernbau mit Kammern von 1719. Nach dem Umbau.

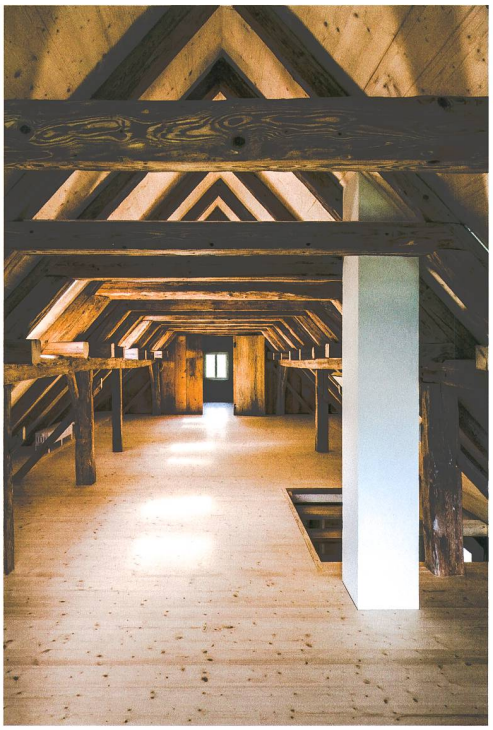


Abb. 4 Dachstuhl von 1719 mit versetzter Kehlbalkenlage. Nach dem Umbau.

Ziel war es, den Charakter des Vielzweckbauernhauses zu wahren und die Primärkonstruktion als auch die ursprüngliche Binnenteilung so weit als möglich zu erhalten. Da der Wohnteil im Obergeschoss eine zu niedrige Raumhöhe aufwies, wurden die Decken über dem Erd- und Obergeschoss, die teilweise bereits ersetzt oder in einem sehr schlechten Zustand waren, durch Brettstapeldecken ersetzt und in der Höhe verschoben, sodass eine bewohnbare Raumhöhe entstand. In der ehemaligen Stube, die heute zur Wohnküche umgebaut ist, blieb die Ofenkunst eines nicht mehr vorhandenen Kachelofens des 19. Jahrhunderts erhalten und wurde mit einem Kachelofen des späten 18. Jahrhunderts ergänzt (Abb. 2). Um mehr Licht in den Raum zu führen, entschied man sich, das dreiteilige Fensterband in der Südfassade mit grösseren Fenstern zu rekonstruieren. Der ehemalige Stall, der neu als Stube dienen sollte, musste unterfangen werden, da seine Konstruktion direkt auf dem Erdboden erstellt worden war. Auch das Bruchsteinmauerwerk des Kellers wurde in Teilen unterfangen, um den Boden leicht abzusenken. Während des Umbaus zeigte sich, dass die Sockelmauern konstant feucht waren, sodass zum Schutz des Holzwerks mehrere Massnahmen getroffen werden mussten, um die Feuchtigkeit zu minimieren. Die ehemalige Trotte wurde im Erdgeschoss zur Werkstatt und im Obergeschoss zum Schlafzimmer umgebaut. Hier wie auch an anderen Stellen blieben die Niveauunterschiede, die von den verschiedenen Bauphasen und den einstigen Nutzungen zeugen, bestehen. Wenn immer möglich, wurde die Bohlenständerkonstruktion im Innern sichtbar belassen, sodass der historische Bau in vielen Räumen spürbar geblieben ist (Abb. 3). Im Dachgeschoss mussten die Konstruktion verstärkt und die Kehlbalken, die ursprünglich auf Augenhöhe lagen, nach oben verschoben werden. Trotz Dämmung konnte der Grossteil der stehenden Dachstuhlkonstruktion im Raum sichtbar belassen werden (Abb. 4). Zur Belichtung des Dachstuhls wurden drei Dachflächenfenster eingebaut und die ursprüngliche Öffnung im südlichen Giebelfeld verglast, sodass ein heller und freundlicher Wohnraum mit wunderbarem Blick auf die Berge entstanden ist. Auch das Äussere hat mit dem Umbau Veränderungen erfahren. So wurde der Eingang in der Südfassade gänzlich erneuert und mit einem Vordach ausgestattet. Im Bereich des ehemaligen Wohnteils musste die Bohlenständerkonstruktion aus bauphysikalischen Gründen aussen verkleidet werden, sodass sich das Haus neu mit einem Schindelschirm präsentiert. Sämtliche Fenster wurden erneuert, zusätzliche Fensteröffnungen entstanden im Bereich der ehemaligen Ökonomie zur Belichtung der neuen Wohnräume. Das vor dem Umbau mit Falzziegeln gedeckte Dach wurde, passend zum Gebäude, wieder mit Biberschwanzziegeln gedeckt.

Glücklicherweise konnte das Bauernhaus 2018 unter Schutz gestellt werden, sodass es als bedeutendes Baudenkmal noch lange das Landschaftsbild südlich des Steihuserwaldes prägen wird. Dank dem gelungenen Umbau bietet das einst bescheidene Bauernhaus einer jungen Familie wieder ein wunderbares Zuhause.

GS-Nr. 439, Ass.-Nr.270 a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Planung: Oliver Guntli Architekten, Zug.
Literatur: Tugium 34, 2018, 35. – BHI 1/26.

Abb. 1 Zug, Kirchenstrasse 1. Neubau. Blick nach Nordosten.

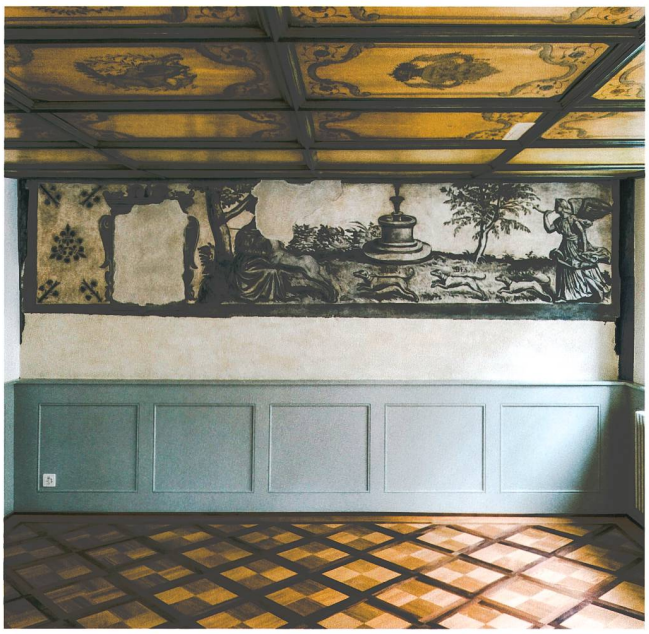


Abb. 2 Zug, Kirchenstrasse 3. Gassenseitiger Wohnraum mit Grisaillemalerei aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts.

Zug, Kirchenstrasse 1/3/5 und Kolinplatz 19

Phönix aus der Asche: Gelungene Verbindung von Alt und Neu im «Kolingeviert»

Im November 1999 zerstörte ein Brand das Dachgeschoss des Hauses Kirchenstrasse 1 in Zug. Das Haus wurde in der Folge in den Obergeschossen abgebrochen. Das Erdgeschoss blieb erhalten und konnte als Laden weiter genutzt werden. Aus dem Brandfall ergab sich für die Stadt Zug als Eigentümerin ein mittelfristiger Handlungsbedarf für eine Neubeplanung des Grundstücks. Anstelle der Relikte des Hauses Kirchenstrasse 1 sollte ein Neubau entstehen. Für das Bauvorhaben wurde im Sommer 2011 im offenen Verfahren und unter Beteiligung von 103 Teams ein Architekturwettbewerb durchgeführt. Aus dem Wettbewerb ging das Projekt «Gartenhof» von Lando Rossmaier Architekten aus Ennenda hervor. Das Projekt überzeugte die Jury und die Denkmalpflege. Vorbildlich ist das Wiederaufbauen im gewachsenen Bestand gelungen und führt vor, wie eine eigenständige Form im sensiblen Kontext durch eine gute Integration durchaus versöhnlich wirken kann.

Parallel zur Planung des Neubaus entwickelten Boesch Architekten aus Zürich eine Machbarkeitsstudie mit Vorprojekt für die bestehenden Häuser Kolinplatz 19 und Kirchenstrasse 3 und 5, um der Stadt als Gebäudebesitzerin die notwendigen Entscheidungsgrundlagen zu liefern. Das Vorprojekt wurde durch Röösli Architekten AG aus Zug überarbeitet und weiterentwickelt.

Beim Haus *Kolinplatz 19,* dessen Anfänge ins Jahr 1461 zurückgehen (s. Tugium 34, 2018, 47), wurde beim Umbau in Zusammenhang mit der Schaffung des neuen öffentlichen Zugangs zum Innenhof, der unmittelbar südlich des Hauses verläuft, die Eingangssituation verändert. Dabei wurde der ursprüngliche Eingang zum Treppenhaus wieder aktiviert. Die Treppen blieben vollständig erhalten. Im ersten Obergeschoss wurde mit einem minimalen Eingriff möglich, den strassenseitigen Raum des ehemaligen Friedensrichteramts mit den hofseitigen Räumen zusammenzuführen. Es entstand eine Etagenwohnung. Substanzschonend war es, das zweite Obergeschoss und das Dachgeschoss weiterhin als eine Maisonettewohnung zu nutzen und nicht in mehrere Wohnungen zu unterteilen. Die Stimmung des unbewohnten Dachraums als Lagerraum wurde bewahrt, und die ehemalige Aufzugslukarne kann dank eines dezenten neuen Geländers raumseitig der Jaolusien als gedeckter Aussenraum erlebt werden (Abb. 4). Die Vorfenster und die historischen Fensterläden wurden repariert, restauriert und wieder eingesetzt. Im Innern konnten haustypische Elemente wie etwa der Kachelofen im ehemaligen Friedensrichterraum oder Türen mit barocken Beschlägen und Raumauskleidungen aus breiten Brettern erhalten werden.

Im Ladengeschoss des ab 1438 erbauten Hauses *Kirchenstrasse 3* (s. Tugium 34, 2018, 20f.) lag der Hauptfokus auf der Instandsetzung der Schaufenster zur Kirchenstrasse. Bei Sondierungen des Sockelgeschosses kamen Stücke von rötlichen Tonplatten zum Vorschein. Zusammen mit Fotos aus den 1970er Jahren und anhand von im Estrich eingelagerten Reserveplatten wurde der Sockel mit neuen Tonplatten rekonstruiert. Der grün eingefärbte Kratzputz der Fassade aus den 1920er Jahren musste hof- und gassenseitig entfernt werden; er wurde exakt nach Befund rekonstruiert. In den oberen Geschossen sind Etagenwohnungen entstan-

Abb. 3 Zug, Kolinplatz 19. Blick in die obere Ebene der Maisonettewohnung.

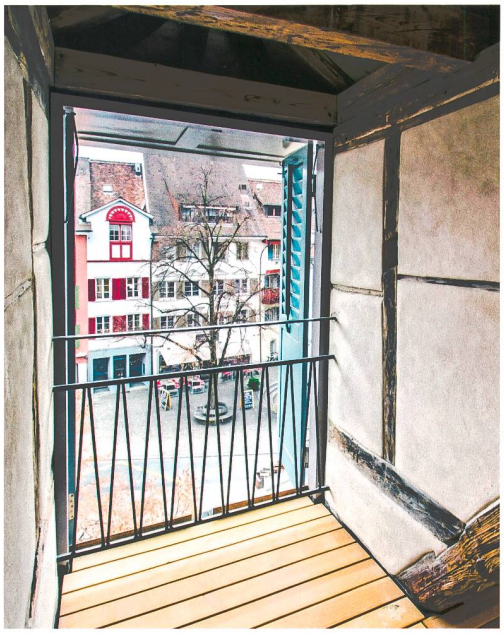


Abb. 4 Zug, Kolinplatz 19. Mit einem einfachen Geländer versehen, kann die frühere Aufzugslukarne heute als gedeckter Aussenraum erlebt werden.

den, bei denen die verschiedenen Zeitschichten im Innenraum erfahrbar blieben. Als eine kleine Sensation galt der im Zuge der Bauuntersuchungen hinter den Wandverkleidungen im ersten Obergeschoss gemachte Fund einer figürlichen Grisaillemalerei von hervorragender Qualität aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts (Abb. 2, s. auch Tugium 34, 2018, 20f.). Für den Architekten und den Restaurator stellte sich die Frage, wie dieses Gemälde, das ein selten abgebildetes Motiv, eine sogenannte mystische Einhornjagd, darstellt, in einer künftigen Mietwohnung gezeigt werden soll. Damit die wertvolle Malerei den nötigen Raum erhält, ist die dünne Trennwand im Raum des Wandgemäldes entfernt worden. Der wertvollste Parkett des ganzen Hauses, ein Diagonalparkett, wurde im neuen Saal verlegt und an den Rändern in gleichen massiven Hölzern ergänzt. Das Deckentäfer und der Kachelofen wurden ebenfalls restauriert. Ein stimmiger Raum ist wieder aktiviert worden. Bei den Wohnungseingängen sind einfachere Malereien, mehrheitlich Schablonenmalereien, die unter jüngeren Verkleidungen zum Vorschein kamen, wieder zugänglich gemacht worden. In den hofseitigen Räumen gelang es dem Architekten, die ursprüngliche Farbigkeit der einfachen Täferverkleidungen wieder aufzunehmen. Im zweiten Obergeschoss ist eine ähnliche Raumstruktur vorhanden, mit repräsentativen Räumen gassenseitig und eher ärmlicher ausgestatteten Räumen zum Hof hin. Ab dem dritten Obergeschoss waren vor dem Umbau neuere, gepresste Furnierplatten vorhanden. Der Architekt hat diese wiederverwendet und dadurch im Innenraum eine weitere Zeitschicht erhalten können. Er entwickelte diese raffiniert weiter und transformierte sie mit raumhohen rahmenlosen Türen im obersten Geschoss zu neuen Räumen.

Das Haus *Kirchenstrasse 5,* zusammen mit Kirchenstrasse 3 ab 1438 erbaut (s. Tugium 34, 2018, 20f.), ist ein ausgesprochen schmales Haus. Um es – wie von der Bauherrschaft angestrebt – in zwei Wohnungen unterteilen zu können, wurde die obere Wohnung über das brandschutztechnisch aufgerüstete Treppenhaus der Kirchenstrasse 3 erschlossen. Die während der letzten Jahrzehnte durch verschiedene Umbauten verunklärte Dachform konnte dank Befunden der bauzeitlichen Dachkonstruktion als liegender Dachstuhl aufgerichtet werden. Beidseitig führt eine schlichte Quergiebellukarne auf die Terrassen. Die Fassaden sind gassen- und hofseitig gleich ausgeführt worden, in einem gebrochen weissen Kalkputz, gemäss Befund der untersten Schicht. Sämtliches Holzwerk ist mit Ölfarbe gestrichen. Um die Schalldichtung zwischen den Geschossen trotz niedriger Raumhöhen zu verbessern, entwickelte der Architekt eine interessante Ausführung: In die Decken eingelegte schwere Stahlplatten bringen bei geringem Höhenverlust viel Masse in die Decken. Bauphysikalische Messresultate bestätigten die Wirksamkeit dieser Massnahme.

GS-Nr. 1194, 1196, 1200, Ass.-Nr. 265a, 263a, 262a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Vorprojekt Kirchenstrasse 3/5 und Kolinplatz 19: Boesch Architekten GmbH, Zürich.
Projekt und Ausführung Kirchenstrasse 3/5 und Kolinplatz 19: Röösli Architekten AG, Zug.
Neubau Kirchenstrasse 1: Lando Rossmaier Architekten AG, Ennenda.
Restaurator Einhornjagd Kirchenstrasse 3: Wendel Odermatt, Stöckli AG, Stans.
Restaurator Deckentäfer im ersten Obergeschoss Kirchenstrasse 3: Walter Keiser, Holzatelier Keiser AG, Zug.
Literatur: Tugium 34, 2018, 20–21, 47f.

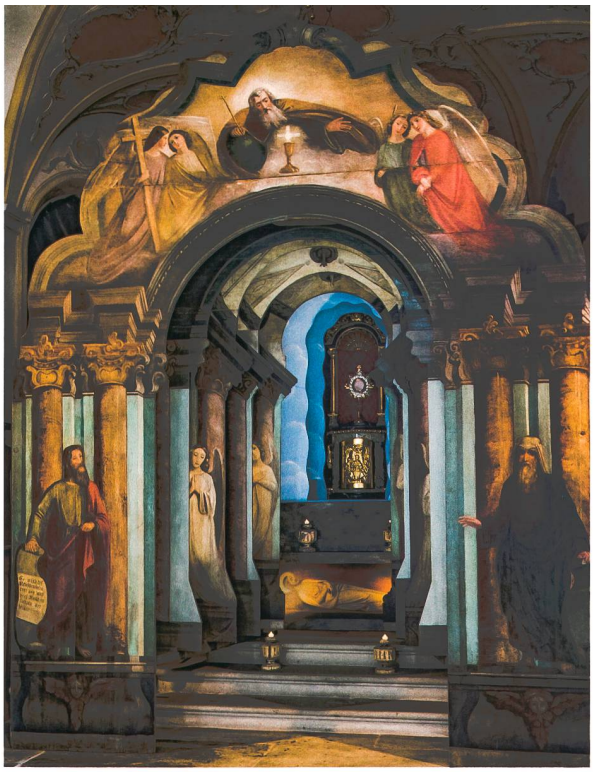


Abb. 1 Zug, Oberwil, Artherstrasse, Kapelle St. Nikolaus. Heiliggrab von 1774, aufgestellt für die Osterfeier 2019.

Abb. 2 Heiliggrab von Zug-Oberwil. Kulissenbögen mit illusionistischer Kuppelmalerei und Schweisstuch der heiligen Veronika.

Zug, Oberwil, Artherstrasse, Kapelle St. Nikolaus

Restaurierung des Heiliggrabs: Bühnenarchitektur für eine Dorfkapelle

1774 erhielt die Kapelle St. Nikolaus im Dorf Oberwil ein vom Zuger Maler Carl Josef Speck gemaltes Kulissenheiliggrab. Es entstand im Barock, einer Epoche, die es wie keine andere verstand, religiöse Feiern als «Heiliges Theater» zu inszenieren. Die von der höfischen und klösterlichen Bühnenarchitektur abgeleiteten, aus mehreren hintereinander aufgestellten Kulissen bestehenden Heiliggräber wurden am Hohen Donnerstag aufgebaut und verwandelten den Chorraum für die Zeit zwischen Karfreitag und der Osternacht in eine Bühne mit wechselnden Bildern: Am Karfreitag fanden die Gläubigen nach der Kreuzverehrung den im Grab liegenden Christus vor, in der Osternacht erschien er ihnen als Auferstandener. Solche Kulissenanlagen erfreuten sich im 18. Jahrhundert immer grösserer Beliebtheit und Verbreitung. Zwischen 1773 und 1775 schuf derselbe Maler Speck zwei weitere Heiliggräber, eines für die Zuger Stadtkirche St. Oswald und eines für die Pfarrkirche in Risch. Dass eine Dorfkapelle mit einem Heiliggrab ausgestattet wurde, war jedoch eine Seltenheit und liegt vielleicht in einer Stiftung begründet.

Im Jahre 1900 wurden im Rahmen einer Renovation der Kapelle die barocken Wand- und Deckenbilder im spätnazarenischen Stil übermalt. Laut einem Protokolleintrag wurde 1901 beschlossen, auch am Heiliggrab entsprechende Anpassungen vornehmen zu lassen. Eine Theaterkulisse mit in die Tiefe führender illusionistischer Perspektive entsprach nicht mehr dem Zeitgeist religiöser Kunst. Die in nachbarocker Zeit entstandenen Heiliggräber wurden als in die Breite ausgerichtete Bilderwände konzipiert. Erwünscht waren nun grössere Flächen, die mit religiösen Darstellungen bemalt werden konnten – im Falle von Oberwil mit zusätzlichen Engelsgestalten. Damit diese voll zur Geltung kamen und um freie Sicht auf die Engel zu haben, wurde jede zweite Kulisse weggelassen und deren Seitenteile offenbar damals leider beseitigt.

Ausser Mode gekommen, wurden die meist im Kirchenestrich eingelagerten sperrigen Kulissenheiliggräber früher oder später entsorgt. Ein grosser Teil dürfte als Brennholz in Flammen aufgegangen sein. Von den Heiliggräbern der Zuger Stadtkirchen haben nur einige wenige auf ausgesägte Bretter gemalte Figuren die Zeiten überdauert. Auf Zuger Kantonsgebiet sind einzig die Kulissengräber von Risch und Oberwil erhalten geblieben.

Mit der aktuellen Restaurierung können in Oberwil nun wieder sämtliche fünf Kulissen aufgestellt werden, was dem Heiliggrab sein theaterartiges Aussehen und die perspektivische Tiefenwirkung zurückgibt. Zwei Bogen mussten mit neuen Seitenteilen vervollständigt und die Abdeckungen für den Hochaltaraufbau neu geschaffen werden. Dabei erwies sich eine 1978 im Auftrag der Denkmalpflege erstellte Fotodokumentation des 1775 ebenfalls von Speck gemalten Heiliggrabs in Risch als sehr hilfreich. Die ergänzten Teile erhielten nur dort architektonische Elemente aufgemalt, wo deren Fehlen die perspektivische Wirkung beeinträchtigt hätte. Ansonsten wurden Ergänzungen nur farblich in das gesamte Erscheinungsbild eingebunden, sodass sie sich bei näherem Hinschauen als solche zu erkennen geben. Die 1901 im Stil von Paul Melchior von Deschwanden aufgemalten Engel wurden belassen, denn sie gehören inzwischen zur Geschichte dieses Grabs – genauso wie der Hochaltar und das

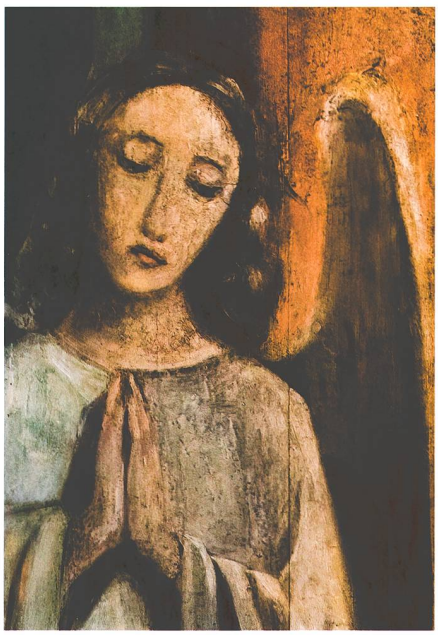


Abb. 3 Heiliggrab von Zug-Oberwil. Engel von 1901 an einem Kulissenseitenteil.

Abb. 4 Heiliggrab von Zug-Oberwil. Schriftrolle in der Hand des Evangelisten Matthäus (Mt 12,40).

Chorgitter von 1811 sowie die beiden Seitenaltäre von 1850 zur 1619 erbauten Kapelle.

Die Frontkulisse weist eine vielfältige Ikonografie auf. Im Scheitel erscheint Gottvater, seine Rechte mit dem Zepter auf die Weltkugel gelegt. Heute ist er von zwei 1901 hinzugefügten spätnazarenischen Engelspaaren flankiert, unter denen sich vielleicht barocke Putten verbergen. Der Kelch mit der Hostie kann eine Heiliggeisttaube verdecken. Auf den beiden Seitenbrettern halten links der Evangelist Matthäus und rechts der Prophet Jesaia – als diese sind die beiden männlichen Gestalten aufgrund der Bibeltexte zu deuten – je eine Schriftrolle in der Hand. Auf der linken Seite sind die Worte «So wird der Menschensohn drei Tag und drei Nacht im Herzen der Erden ligen» (Mt 12,40) zu lesen, auf der rechten «vnd sein grab wird herlich sein» (Jes 11,10). Nicht zitiert ist der Anfang der Bibelstelle im Matthäus-Evangelium («Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war»). Sowohl die Anspielung auf den Propheten Jona wie auch das Zitat aus Jesaia sollen darauf hinweisen, dass sich nun das erfüllt, was im Alten Testament verheissen wurde (sogenannte Präfiguration).

Auf dem Bogen der zweiten Kulisse verkörpert das dargestellte Schweisstuch der heiligen Veronika das Passionsgeschehen und das Leiden Jesu. Die Bögen der drei restlichen Kulissen entbehren christlicher Bildinhalte und dienen mit den aufgemalten Gewölben der perspektivischen Gesamtwirkung.

Die 1901 auf die dritte und fünfte Kulisse vor Säulen aufgemalten Engel – mit zum Gebet aneinandergelegten Händen und gesenktem Blick bzw. auf der Brust gekreuzten Armen und zum Himmel gerichtetem Blick – sind auf Werke des 1881 verstorbenen, damals aber immer noch sehr beliebten Stanser Kirchenmalers Melchior Paul von Deschwanden zurückzuführen. Dieser wiederum hatte sich an vorbarocken Meistern wie etwa dem Malermönch Fra Angelico orientiert, dessen zarte, empfindsame Wesen in den Engeln hier nachklingen, wenn auch künstlerisch auf viel tieferem Niveau. Für die Ausführung in Oberwil kommen die beiden Maler infrage, die für die Erneuerung der Innenausmalung beigezogen worden waren: der in Oberwil ansässige Kirchenmaler Josef Fischer (geboren 1853 in Stetten SH, gestorben 1918 in Zug) und der Dekorations- und Kirchenmaler Xaver Stöckli (1874–1946), der 1898 in Stans ein Kirchenmaleratelier eröffnet hatte. Im Fall von Stöckli liesse sich die unverkennbare stilistische Anlehnung der damals aufgemalten Engel an Werke Deschwandens besonders gut erklären.

Barocke Kulissengräber sind allgemein zu einer Seltenheit geworden. Bis wann das Heiliggrab in Oberwil regelmässig aufgestellt wurde, ist bis jetzt nicht erforscht. Eine Schwarzweissfotografie von ca. 1941 dokumentiert, dass es während des Zweiten Weltkriegs immer noch oder wieder aufgestellt wurde. Es ist daher eine besondere Bereicherung, dass es aus Anlass des 400-jährigen Bestehens der Kapelle St. Nikolaus 2019 restauriert, ergänzt und an Ostern aufgestellt wurde.

GS-Nr. 1543, Ass.-Nr. 314a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner und Lisa Konrad.
Planung und Text: Mathilde Tobler, Luzern.
Restaurierung Malerei: Andreas Lohri, Zug, und Gaby Müller, Horw.
Schreinerarbeiten: Schreinerei Pius Furter, Beromünster.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 292–295. – INSA Zug, 502. – Tugium, 1, 1985, 25; 20, 2004, 40. – Hans Koch, 1469–1969. 500 Jahre Seelsorge in Oberwil, 350 Jahre St.-Nikolaus-Kapelle. Zug 1969.

Kurzberichte

Baar, Baarburg: Prospektion

Im Zuge neuerlicher Begehungen auf der Baarburg wurde ein kleines Ensemble von mittelalterlichen Münzen gefunden (Abb. 1). Die Gruppe setzt sich aus zehn sogenannten Handhellern (auch Händleinheller genannt) zusammen. Die Mehrzahl der Geldstücke wurde in der Reichsmünzstätte Hall (heute Schwäbisch Hall im deutschen Bundesland Baden-Württemberg) geprägt, mindestens eine Münze stammt aus dem Bistum Augsburg. Die Zeit ihrer Herstellung reicht wohl vom späten 13. bis ins 15. Jahrhundert. Ihren Namen verdanken diese Münzen ihrem vorderseitigen Münzbild, das die Innenfläche einer rechten Hand zeigt. Ob im Motiv der Hand die alte religiöse Bedeutung «Hand Gottes» gewahrt geblieben ist oder ob es sich hierbei um ein Symbol für die Marktfreiheit handelt, muss offengelassen werden.

Die ältesten Exemplare dieses Münztyps sind im Namen von Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) herausgegeben worden. Ab dem 13. Jahrhundert wurden solche Heller in Massen geschlagen und verdrängten bald die einheimischen Pfennige anderer Münzherren. Im 14. Jahrhundert wurde diese Münzsorte sodann von anderen Münzstätten nachgeprägt, wobei auf und teils neben der Hand Buchstaben und Zeichen (zum Beispiel Stern, Wappen) gesetzt wurden, um damit die Münzstätte zu bezeichnen. Das Einflussgebiet dieser Heller lag zur Hauptsache im süddeutsch-bayerischen Raum. Wie diverse Münzfunde belegen, umfasste dasselbe (zumindest zeitweise) auch die Nordschweiz. Im Kanton Zug wurden bislang nur einzelne Exemplare meist während Grabungen gefunden: 1973 Cham, Klosterkirche Frauental (zwei Stücke), 1976 Zug, Unteraltstadt 14, Altes Kaufhaus (zwei Stücke), 1978 Risch, Pfarrkirche St. Verena (ein Stück), 1978 Zug, Kirchenstrasse 11, Burg (ein Stück) und 2017 Zug, Unteraltstadt 12, Fischerstube (zwei Stücke; vgl. dazu den Beitrag zur Baugeschichte der «Fischerstube» inkl. Fundkatalog auf S. 139–178). Der kleine Fundkomplex von der Baarburg stellt einen weiteren Beleg für den Umlauf dieser Münzen auf dem heutigen Gebiet des Kantons Zug dar.

Abb. 1 ***Baar, Baarburg.*** *Fundensemble von mittelalterlichen Münzen des späten 13. bis 15. Jahrhunderts. Ereignisnr. 173, FK 208.*

Neben einigen unbestimmbaren Funden wurde zudem ein profiliertes Bronzeobjekt mit dem Rest eines Scharniers gefunden. Es dürfte sich dabei um den Bügelansatz mit Scharnier einer frühkaiserzeitlichen Hülsenscharnierfibel handeln.

GS-Nr. 2370.
Ereignisnr. Archäologie: 173.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Romano Agola, Renata Huber.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.

Baar, Bofeld 5, Bauernhaus: Umbau und Renovation

Zwischen Deinikon und Deinikerwald an leichter Hanglage gelegen, prägt die Hofgruppe Bofeld seit Jahrhunderten das Landschaftsbild nordöstlich von Baar. Das stattliche Wohnhaus (Abb. 2) ist Teil eines geschützten Ensembles, zu dem auch eine prächtige Stallscheune und das ursprünglich aus dem Weiler Rüteli stammende Dörrhaus zählen, das 2009 im Bofeld wieder aufgebaut wurde. Im späten 18. Jahrhundert in Bruchsteinmauerwerk unter Krüppelwalmdach erbaut, stellt das ehemalige Bauernhaus das wertvollste und älteste Gebäude der Hofgruppe dar. Das Wohnhaus, das für den Säckelmeister Jakob Clemens Hotz errichtet wurde, zeichnete sich schon früh durch seine repräsentative Erscheinung und Grösse aus. Im 19. Jahrhundert wurde es in spätklassizistischer Art westseitig durch einen Treppenhausrisalit unter Quergiebel erweitert. Historische Fotografien belegen, dass die Gebäudeecken einst mit aufgemalten Eckquadern verziert waren. Diese im 18. und frühen 19. Jahrhundert weit verbreitete Illusionsmalerei ging im Bofeld jedoch spätestens mit der letzten Aussensanierung in den 1970er Jahren verloren.

Das geschützte Wohnhaus, das bislang stets als Einfamilienhaus genutzt wurde, soll künftig von zwei Familien bewohnt werden, sodass der Treppenhausrisalit vergrössert und das zweite Dachgeschoss ausgebaut werden mussten. Da der Risalit bereits in der Vergangenheit mehrere Umbauten erfahren hatte und auch die Treppe nicht mehr im originalen Zustand erhalten war, wurde der Risalit durch einen tieferen, jedoch etwas niedrigeren Treppenhausanbau ersetzt. Dadurch konnten die erforderlichen Wohnungsabschlüsse eingebaut und die feuerpolizeilichen Auflagen erfüllt werden, ohne dass dafür in die historische Substanz des Kernbaus eingegriffen werden musste. Die Gestaltung des Treppenhausanbaus wurde weitestgehend vom ursprünglichen Anbau übernommen, sodass sich der neue Risalit gut ins Gesamtbild einfügt. Die

Abb. 2 ***Baar, Bofeld 5.*** *Ansicht von Nordwesten. Zustand nach der Renovation.*

ziervollen, historischen Treppenköpfe der Vorgängertreppe konnten verlängert und beim neuen Treppengeländer wieder eingebaut werden. Für die interne Erschliessung der beiden Wohneinheiten wurden im Erdgeschoss und Dachgeschoss einläufige Treppen im Flur eingebaut, wie sie ursprünglich bestanden haben dürften. In der Stube wurden das Täfer und der Parkettboden restauriert und ein passender Kachelofen des späten 18. Jahrhunderts aus der Region eingebaut. Das Dach, dessen Konstruktion aus der Bauzeit nahezu vollständig erhalten ist, wurde ausgebaut und gedämmt. Da die Sparren auch weiterhin im Dachstuhl sichtbar bleiben sollten, wurde die Dämmung möglichst schlank zwischen und über den Sparren eingebaut. Die Dachränder und Untersichten mussten teilweise repariert oder ersetzt werden. Auf der östlichen Dachfläche wurde eine Giebellukarne eingebaut. Das Dach erhielt eine neue Eindeckung mit naturroten Biberschwanzziegeln, während die alten Ziegel auf den Klebdächern und den Dächern über den Eingängen belassen werden konnten. Alte, abgeschliffene Ziegel wurden auch im Treppenhausanbau neu als Tonplattenboden wiederverwendet.

Im Zuge der aktuellen Umbauarbeiten erfolgte eine sanfte Fassadensanierung. Dabei wurden neue, zweifachverglaste Eichenfenster eingebaut und die Jalousieläden repariert und ergänzt. Der Haupteingang auf der Ostseite, der sich durch seine zweiläufige Aussentreppe und sein zierliches, neugotisches Eisengeländer auszeichnet, konnte restauriert und somit erhalten werden. Der westseitige Eingang im Risalit wurde mit einer neuen Eichentür mit abgeplatteten Füllungen und gesprosstem Glaseinsatz ausgestattet. Die Fassaden erhielten einen neuen Anstrich nach einem Farbkonzept der Firma Fontana & Fontana AG. Als charakteristisches Element wurde auf Wunsch der Bauherrschaft die einst vermutlich graue Eckquaderbemalung anhand von Fotografien im Läufer-Binder-Versatz mit weisser und dunkelgrauer Fugenumrandung rekonstruiert. Dank dieser wirkungsvollen Bemalung und der sorgfältigen Instandstellung des Äusseren tritt das Gebäude wieder gebührend als repräsentatives Wohnhaus des wertvollen Hofensembles Bofeld in Erscheinung.

GS-Nr. 2054, Ass.-Nr. 232a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Planung: Zünti Trinkler Architekten, Zug, und Küng Holzbau AG, Alpnach Dorf.
Restaurator: Fontana & Fontana AG, Rapperswil-Jona.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 107. – Tugium 21, 2005, 18. – BHI 6/65a.

Baar, Kirchmattweg 7: Aushubbegleitung

Am Kirchmattweg 7 in Baar musste ein 1955 errichtetes Chalet einem Mehrfamilienhaus weichen. Der Neubau wird am Westrand einer Zone mit mehreren urgeschichtlichen und römischzeitlichen Fundstellen erstellt. Folglich begleitete das Amt für Denkmalpflege und Archäologie die Erdarbeiten und suchte die Baugrube nach archäologischen Funden und Befunden ab. Die Erdschicht unter dem Humus barg einige Funde, welche mit der landwirtschaftlichen Nutzung des Geländes in Zusammenhang gebracht werden können (u. a. den Zierknopf eines Pferdezaumzeugs). Dies deckt sich mit der Situation auf einer Flugaufnahme aus der Zeit um 1931, auf welcher der heutige Kirchmattweg einen Dorfteil mit Wiesland und dichtem Baumbestand, aber ohne Bebauung durchläuft. Eine solche erfolgte erst 1955 (auch auf einer Flugaufnahme von 1953 sind noch keine Bauten zu erkennen).

Das Baugelände am Kirchmattweg 7 befindet sich im Überschwemmungsgebiet der Lorze. Entsprechend bestand der Baugrund abwechselnd aus grobem Bachgeschiebe und feinen siltigen Überschwemmungssedimenten. Diese Ablagerungen wurden mehrfach von mit Kies und Sand verfüllten

Bachläufen angeschnitten, die von Hochwasserereignissen zeugen. Diese älteren Bachläufe waren von einem steinigen Erdpaket überdeckt, das an der Oberfläche mit modernen Funden durchsetzt war. In tieferen Lagen des Erdpakets waren vereinzelt prähistorische Keramikscherben vorhanden. Auf der Aushubsohle der Baugrube, etwa 2,70 m unter der heutigen Erdoberfläche, konnte eine dunkle steinige Schicht von ca. 10 cm Mächtigkeit dokumentiert werden. Bereits auf deren Oberfläche lagen grobgemagerte Tonscherben, von denen einzelne, verziert mit Fingertupfenleisten und Fingernagelkerben, in die Bronzezeit datieren. Die Scherben waren in Einzelfällen zwar handflächengross, oftmals aber stark verwittert und steckten teils hochkant in der Schicht. Von dieser war im Südwesten ein Teil vermutlich bereits in prähistorischer Zeit durch Erosionsvorgänge weggerissen worden. Der hohe Kiesanteil in der Schicht und die vielen Keramik- und Holzkohlestücke deuten auf eine abgeschwemmte und mit Bachkies vermengte Fundschicht hin. Die Grösse der Holzkohlestücke und die scharfen Bruchkanten einzelner Tonscherben zeigen, dass sie kaum über eine grössere Distanz hinweg verlagert worden sein dürften. Die fundführende Schicht bleibt unter der Betonplatte für das Untergeschoss des Neubaus erhalten.

GS-Nr. 1594.
Ereignisnr. Archäologie: 2300.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber und Gishan Schaeren.
Literatur: Alt Baar. Hg. von der Zuger Kantonalbank anlässlich der Eröffnung der Kantonalbankfiliale Baar. 1980, 34.

Baar, Mühlegasse 31: Aushubbegleitung

Nordöstlich des frühmittelalterlichen Friedhofs Baar-Früebergstrasse mit über 200 Bestattungen aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. wurde ein Grundstück neu überbaut. Das an der Mühlegasse 31 gelegene Einfamilienhaus aus den späten 1960er Jahren wurde abgerissen und durch einen fünfgeschossigen Neubau ersetzt. Die noch vorhandenen Freiflächen wurden damit weitgehend überbaut. Das Amt für Denkmalpflege und Archäologie ging im Vorfeld der Bauausführung der Frage nach weiteren frühmittelalterlichen Bestattungen nach und liess zu diesem Zweck innerhalb des Bauperimeters einen 2,2 × 3,4 m grossen Sondierschnitt anlegen. Dabei wurden keine Grabgruben angeschnitten, sodass mit der Bauherrschaft eine Überwachung der Aushubarbeiten vereinbart wurde. Der Bauplatz liegt auf dem ausgedehnten Schwemmkegel, welcher von der Lorze nach dem Rückzug des Gletschers in das Baarer Becken geschüttet worden war. Entsprechend bestand der Baugrund aus Überschwemmungsablagerungen. Bachgeschiebe und feinkörnige Sedimente wurden von einer Erdschicht bedeckt, die mit hochgepflügtem Bachkies vermischt war. Die Schicht barg durchwegs handgeschmiedete Nägel und war frei von modernen Bau- oder Siedlungsabfällen. Sie dürfte folglich aus vorindustrieller Zeit stammen. Die mittels Metallsuchgerät aus dem Erdreich geborgenen Metallfunde (u. a. ein Eisenmesserchen und eine bronzene Riemenzunge mit Lederresten) scheinen neuzeitlich zu sein. Erwähnenswert ist ein Zapfhahn mit stilisiertem Hundekopf (?), welcher vermutlich ins 16. oder 17. Jahrhundert zurückreicht (Abb. 3). Es ist anzunehmen, dass das Terrain bei der Erstbebauung flächig neu modelliert wurde. In den Profilen des Sondiergrabens fehlten über der Fundschicht natürlich gewachsene Erdschichten. Stattdessen wurde sie von einer steinigen Planie überdeckt, die mit modernen Bau- und Siedlungsabfällen durchsetzt war (u. a. ein 10-Rappen-Stück mit Jahrzahl 1885 sowie ein Schuhlöffel).

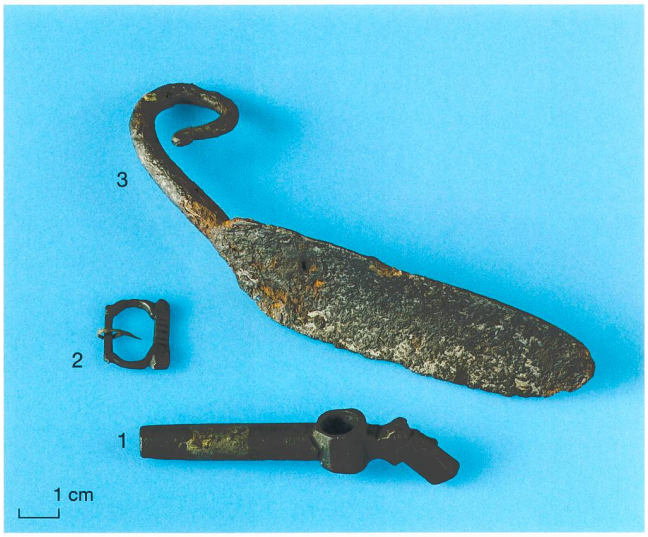


Abb. 3 ***Baar, Mühlegasse 31.*** *Auswahl von frühneuzeitlichen Metallfunden.* ***1*** *Zapfhahn aus Buntmetall.* ***2*** *Profilierte D-Schnalle.* ***3*** *Schuhlöffel.*

GS-Nr. 1835.
Ereignisnr. Archäologie: 2301.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber und Gishan Schaeren.
Literatur: Walter Drack, Zur Geschichte des Wasserhahns. Die römischen Wasser-Armaturen und mittelalterlichen Hahnen aus der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 64, 1997, besonders 85f. Abb. 57, 58. – Katharina Müller, Gräber, Gaben, Generationen. Der frühmittelalterliche Friedhof von der Früebergstrasse in Baar. Basel 2010 (Antiqua 48), besonders 25 und 31. – Tugium 21, 2005, 115ff.

Baar, Oberau, Wasch- und Brennhaus: Umbau und Umnutzung zu Wohnzwecken

Der Hof Oberau liegt zwischen der Autobahn und der Lorze im Westen der Gemeinde Baar (Abb. 4). Entlang der Oberaustrasse stehen auf der östlichen Seite traufständig das Wohnhaus (Ass.-Nr. 94a) und das Wasch- und Brennhaus (Ass.-Nr. 94c). Sie bilden ein stimmiges Ensemble und spannen den Raum des Hofs auf, zusammen mit der neueren Stallscheune und der Remise. Das ehemalige Wasch- und Brennhaus entstand um 1825, als Martin Josef Müller Eigentümer des Hofs war – auch heute noch ist die Familie Müller die Besitzerin des Hofs. Die Bausubstanz war in einem sanierungsbedürftigen Zustand. Aufgrund des Unterschutzstellungsantrags der

Abb. 4 ***Baar, Oberau, Wasch- und Brennhaus.*** *Ansicht von Süden.*

Eigentümer wurde das kulturhistorisch wertvolle Ensemble Bauernhaus und Nebengebäude geschützt, sodass das Wasch- und Brennhaus in der Folge zu einem Einfamilienhaus umgenutzt werden konnte. Schnell wechselnde Grundwasserstände aufgrund der nahe gelegenen Lorze hatten die Fundamente beeinträchtigt. Dadurch hatte sich im Verlauf der Zeit auch das Fachwerk über dem steinigen Sockelgeschoss einseitig gesenkt. Die Fundation musste mit tiefen Pfählungen stabilisiert werden, und das Holzwerk über dem massiven Sockel wurde ausgerichtet und repariert. In traditioneller Zimmermannstechnik wiederhergestellt wurde zum Beispiel die nordöstliche Gebäudeschwelle. Ursprünglich diente das massiv gemauerte Sockelgeschoss u. a. als Käsekeller, heute wird dort gekocht und gewohnt. Für das Wohnzimmer sind strassenseitig zwei neue Fensteröffnungen eingefügt worden, analog dem Bestand. Zusätzlich zur bestehenden Aussentreppe an der südlichen Giebelwand führt eine neue Innentreppe in die beiden Schlafgeschosse. Traufseitig fällt Licht durch teilweise verglaste Füllungen des Pfosten-Riegel-Werks in das Obergeschoss. Aussen ist ein neuer mineralischer Verputz aufgetragen worden, um das Bruchsteinmauerwerk langfristig vor Wind und Wetter zu schützen. Das Holzwerk ist frisch geölt und das Dach mit Biberschwanzziegeln eingedeckt worden. Die Butzenscheiben im Erdgeschoss wurden integriert in neue, rekonstruierte Eichenfenster. Dank der Möglichkeit, das Gebäude einer neuen Nutzung zuführen zu können, konnte das historische Wasch- und Brennhaus instand gesetzt und dadurch das ursprüngliche Hofensemble entscheidend gestärkt werden. Die Restaurierung ist aus denkmalpflegerischer Sicht vorbildlich erfolgt.

GS-Nr. 1312, Ass.-Nr. 94c.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Planung und Bauleitung: Erich Murer, Holzbau Hürlimann, Unterägeri.

Abb. 5 ***Baar, Unterzimbel, Haus Chupferschmitte.*** *Ansicht von Nordosten. Zustand vor dem Umbau 2018/19.*

Baar, Unterzimbel, Haus Chupferschmitte: Kurzdokumentation während Umbau

Der Hof Unterzimbel liegt westlich von Baar, ungefähr auf halber Strecke an der Strasse von Blickensdorf nach Steinhausen. Das eindrückliche Wohnhaus (Abb. 5) des Hofs steht seit 1987 unter Denkmalschutz. Ein tiefgreifender Umbau machte eine bauhistorische Kurzuntersuchung nötig.

Der Kern des Hauses besteht aus einem Blockbau, von dem das Sockelgeschoss und die an der Südseite liegenden Stuben sowie die beiden darüber liegenden Kammern auf uns gekommen sind. Die beiden annähernd quadratischen Stuben sind mit einer Fläche von 23 m² praktisch gleich gross. Dies und weitere Hinweise deuten darauf hin, dass der Blockbau

als Doppelhaus errichtet worden sein könnte. Die Fälldaten der Bauhölzer (Winterhalbjahr 1686/87 und 1687/88) lassen auf 1688 als Baujahr des Hauses schliessen.

Das heutige Volumen des Gebäudes geht auf eine zweite Bauphase zurück. Das Haus wurde um 5 m nach Westen verbreitert, das Hinterhaus mit der Küche neu errichtet und die alten und neuen Bauteile unter einem neuen Dach vereinigt. Die Wände des ersten Wohngeschosses bestehen aus Mauerwerk, diejenigen im zweiten Wohngeschoss und die Giebelfelder aus Fachwerk. Im Südteil der Gebäudeerweiterung kam eine weitere Stube hinzu, während der Nordteil als eineinhalb Geschosse hoher Ökonomieraum diente. Der mächtige Dachraum wurde schon zur Bauzeit zu Wohn- und Lagerzwecken in Kammern unterteilt. Ein über eine zweiflügelige Nussbaumtüre zu betretendes, mit Stuckaturen ausgestattetes «Sääli» im zweiten Dachgeschoss ist als Besonderheit und Rarität im ländlichen Wohnbau zu bezeichnen. Der Dachsalon von knapp 25 m² Fläche verfügte über eine Raumhöhe von 2,4 m. Der Dachstuhl wurde nach Aussage der Holzaltersbestimmung 1802 errichtet. Der Ausbau des Küchenbereichs im hinteren Hausteil dürfte sich bis 1808 hingezogen haben.

Der Hof Unterzimbel befand sich bis 1943 im Besitz der Familie Binzegger. Im 18. und 19. Jahrhundert betrieben verschiedene Angehörige der Familie auf dem Hof das Kupferschmiedehandwerk. Der grosszügige Ausbau des Hauses zu Beginn des 19. Jahrhunderts geht auf Johann Kaspar Ludwig Binzegger (1751–1825) zurück. Er unterstrich damit zweifellos die Bedeutung seiner Familie, welche im 18. und 19. Jahrhundert diverse politische Ämter besetzte.

GS-Nr. 1496, Ass.-Nr. 184a.
Ereignisnr. Archäologie: 2288.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Raymond Kontic, Basel.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 126f. – Heimatbuch Baar 1987/88, 12–24.

Cham, Birch 2: Kurzuntersuch vor Umbau

Der Hof Birch liegt rund 1,5 km nordöstlich von Cham. Das markante Wohnhaus Birch 2 konnte im Rahmen eines Umbaus 2017 bauhistorisch dokumentiert werden. Der zweigeschossige Ständerbau erhebt sich auf einem gemauerten Sockel von rund 10 × 12,75 m Grösse (Abb. 6). Die Wohngeschosse verfügen über einen dreiraumtiefen Grundriss. Die beiden praktisch gleich grossen, quadratischen Stuben von je rund 25 m² Fläche und ungefähr 2,15 m Raumhöhe nehmen den nach Süden gerichteten, vorderen Hausteil ein. Nördlich schliesst der mit gut 3,3 m Breite grosszügig bemessene Mittelgang an. Die Kammern des hinteren Hausteils nehmen mit einer Tiefe von 3,75 m nur unbedeutend mehr Raum ein als der Mittelgang. Der vordere Hausteil mit den Stuben und der hintere Hausteil sind unterkellert, während der breite Mittelgang von einer Unterkellerung ausgespart blieb. Das zweite Wohngeschoss übernimmt die Raumeinteilung des ersten Wohngeschosses, ist aber mit 2,07 m Raumhöhe etwas niedriger. Zwischen den Geschossriegeln des zweiten Wohngeschosses und den Rähm- und Spannbalken befindet sich ein Kniestock von 80 cm Höhe. Ein stehender Dachstuhl mit zwei Ebenen bildet die Grundlage für das Rafendach mit einer Neigung von 45 Grad. Im vorderen und hinteren Hausteil befinden sich Dachkammern. Weil diese auf den Rähm- und Spannbalken des Dachstuhls aufliegen, zeichnet sich der Kniestock als Hohlraum zwischen den Kammerdecken des zweiten Wohngeschosses und den Böden der Dachkammern ab. Der Dachstuhl und die Wände des Mittelgangs sind stark russgeschwärzt. Zudem fehlen im mittleren Hausteil Deckennuten. Der Mittelgang muss folglich ursprünglich die offene Rauchküche aufgenommen haben.

Die Schwellen, Ständer, Türpfosten und der Simsbalken der Stuben sind aus Eichenholz gefertigt. Die Wandfüllungen

Abb. 6 ***Cham, Birch 2.*** *Ansicht von Südosten. Zustand vor dem Umbau.*

bestehen aus Nadelholz. Die Kanthölzer haben teilweise eine Höhe von über 50 cm und bilden auf der Wandaussenseite eine bündige Fläche mit den Ständern. Die Dachkammern jedoch sind mit dünneren Bohlen ausgezimmert. In beiden Stuben fanden sich Reste von älteren Brettertäfern, welche eine Vielzahl von eingeritzten Zirkelfiguren und Abdrücke von früheren Möblierungen aufwiesen. Die Vertäferung der östlichen Stube dürfte in die Bauzeit des Hauses zurückgehen. Ausserdem konnten mehrere kleine, auf die Wände geklebte Einblattdrucke gesichert werden.

Das Haus wurde gemäss zwei Bauinschriften 1655 errichtet. Die dendrochronologische Untersuchung der Bauhölzer zeigte, dass diese im Winterhalbjahr 1653/54 gefällt worden sind. Der Ausbau der Dachkammern erfolgte gemäss der Holzaltersbestimmung erst zwanzig Jahre später. Das Haus kam trotz des massiven Sockelgeschosses vermutlich aufgrund des am Hang befindlichen Bauplatzes im Laufe der Zeit in starke Schieflage. Man versuchte diesem Problem mit dem Einbau neuer, begradigter Böden entgegenzuwirken. Eine in der Feuerwand eingemauerte Ofenkachel mit der Aufschrift «Johann Adam und Christian Hausherr gebrüdere 1799» weist auf den Einbau eines neuen Ofens hin. Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die Lauben erneuert und mit Brettern verschalt, die eine Sägemusterverzierung im Schweizerhaustil aufweisen.

Das typologisch interessante Haus Birch 2 steht beispielhaft für die im Verlauf des 17. Jahrhunderts ablaufenden Veränderungen im ländlichen Wohnbau. Die Rauchküche im nicht unterkellerten Mittelgang verweist auf das bis ins mittlere 17. Jahrhundert übliche Schema des offenen Küchenraums. Der Grundriss tendiert jedoch gegenüber der eher quadratischen Form älterer Häuser zum Rechteck. Damit weist er auf eine wegweisende Neuerung in der regionalen Hauslandschaft des 17. Jahrhunderts und bei deren repräsentativen Vertretern hin.

GS-Nr. 578, Ass.-Nr. 43a.
Ereignisnr. Archäologie: 2223.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Eugen Jans, Christoph Rösch.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Jean-Pierre Hurni und Bertrand Yerly, Cudrefin.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 176.

Cham, Eichmatt III: Sondierung

Im Hinblick auf die für dieses Grundstück geplante Wohnüberbauung klärte das Amt für Denkmalpflege und Archäologie das Vorkommen archäologischer Überreste ab. 2007 war man bei archäologischen Ausgrabungen im Zusammenhang mit dem Neubau des gegenüber liegenden Schulhauses Eichmatt auf bedeutende Siedlungsreste aus römischer Zeit und aus dem Frühmittelalter gestossen. Vom 24. bis 28. September 2018 wurden auf der vorgesehenen Baufläche an drei Stellen Sondierfelder von jeweils 4 × 4 m Grösse angelegt. Die Vorabklärungen förderten auf Höhe des B-Horizonts Bodenverfärbungen zutage. Im Sondierfeld 1 (Abb. 7), ganz in der Südostecke des Bauplatzes, durchlief ein ca. 40 cm breiter Streifen aus dunklem Erdmaterial das Feld und bog noch innerhalb der Sondierung rechtwinklig nach Südosten ab. Das dunkle Erdmaterial verfüllte einen teils leicht gerundeten, teils leicht V-förmigen Graben, der im Eckbereich stärker abgetieft war. An gleicher Stelle steckte zudem ein Stein von rund 20 cm Durchmesser im Erdreich. Im Verlauf des Grabens lässt sich der Grundriss eines Gebäudes erahnen (Abb. 8). Der Graben diente wohl zur Aufnahme eines Schwellbalkens. Mangels Funden aus der Grabenverfüllung kann die Konstruktion zurzeit noch nicht datiert werden. Im zentralen Abschnitt der Baufläche wurde beim Anlegen des

Abb. 7 ***Cham, Eichmatt III.*** *Zukünftiges Baugebiet während des Aushubs für Sondierfeld 1.*

Abb. 8 ***Cham, Eichmatt III.*** *Sondierfeld 1 mit dunkler Verfärbung, die einen möglichen Gebäudegrundriss markiert.*

Sondierfelds 3 eine weitere Bodenverfärbung angeschnitten. Das tonige und mit wenig Holzkohle und einigen prähistorischen Keramikscherben durchsetzte Erdmaterial verfüllte einen U-förmigen Graben mit mal steilen, mal ausladenden Seitenwänden. Die Deutung dieses Befunds wird durch den begrenzten Ausschnitt erschwert und ist noch unklar.

Beim schichtweisen Abtragen des Oberbodens mit dem Bagger fiel innerhalb der Sondierfelder allgemein nur wenig Fundmaterial an. Aus einer mit reichlich Gestein und etwas Holzkohle angereicherten Schicht direkt über dem Verwitterungsboden stammen allerdings einige prähistorische Keramikscherben, die sich zeitlich aber nicht näher einordnen lassen. Für Abklärungen im Bereich einer im Gelände sichtbaren Kante wurde im Zentrum der Bauparzelle zusätzlich ein 4,5 m langer und 1,5 m breiter Sondiergraben ausgehoben. Dabei wurde rund 30 cm unter der aktuellen Erdoberfläche eine Steinschüttung angeschnitten. Möglicherweise wurde hier die Kofferung der alten Verbindungsstrasse zwischen der Eichmatt und dem Chamer Ortsteil Enikon gefasst.

GS-Nr. 3127.
Ereignisnr. Archäologie: 2310.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber und Gishan Schaeren.
Literatur: Tugium 24, 2008, 25; 33, 2017, 36–38 (mit älterer Litaratur).

Cham, Friesencham, Schützenhaus Pfad: Fassadenrenovation

Bereits ab dem 15. Jahrhundert wird in Cham eine Schützenmatt erwähnt. Eine eigene Schützenvereinigung besassen die Chamer jedoch erst ab 1693, nachdem sie sich von den Hünenberger Schützen getrennt hatten. Vier Jahre später wurde das erste Schützenhaus in Enikon errichtet. 1899 formierten sich die Sportschützen Cham, die zunächst auf der Gemeindematte am See schossen. 1936 bezogen sie das Schützenhaus Pfad im Langacher. Hierbei handelte es sich jedoch nicht um einen Neubau, sondern um ein ehemaliges Umkleidehaus, das zuvor im Strandbad in Meggen im Kanton Luzern gestanden hatte und nun im Langacher zum Schützenhaus umgebaut wurde. Das längliche, eingeschossige Gebäude wurde südseitig mit Schiessöffnungen ausgestattet und auf das Wäldchen Pfadrüti ausgerichtet, wo die Schiessscheiben aufgestellt wurden. Das neue Schützenhaus zeichnete sich schon damals durch seine rote Holzschalung, sein Walmdach mit Quergiebel und den mit einem Spitzhelm abgeschlossenen Dachreiter aus (Abb. 9). Auf der Windfahne liest man die Jahreszahl 1936. Über dem Eingang in der Nordfassade ist eine Tafel mit dem Wappen der Sportschützen montiert. Dieses zeigt den Chamer Bären mit einem Gewehr sowie die Jahreszahl 1899, das Gründerjahr des Vereins. Heute wird das his-

Abb. 9 ***Cham, Friesencham, Schützenhaus Pfad.*** *Ansicht von Nordwesten. Zustand nach der Fassadenrenovation.*

toristische Gebäude als typische Schützenhausarchitektur wahrgenommen, am ehesten verweist die Verkleidung mit der roten Deckleistenschalung und den kontrastierenden, hellen Fensterläden noch auf die ursprüngliche Badehausarchitektur. Allein schon dieser Funktionswechsel macht dieses bautypologisch und baukünstlerisch wertvolle Gebäude zu etwas Besonderem. Umso erfreulicher ist es, dass das Schützenhaus im Zusammenhang mit der Fassadenrenovation von 2018 auf Antrag des Schiesssportvereins Cham-Ennetsee im selben Jahr unter Schutz gestellt wurde.

Da die Fassaden in den letzten Jahren durch Sprayereien verunstaltet worden waren und sich die Farbe teilweise von der Holzverkleidung löste, entschied sich der Verein, die Fassaden neu zu streichen. Auf Empfehlung der Denkmalpflege wurde der bestehende Dispersionsanstrich vollständig entfernt und durch einen neuen Anstrich in Ölfarbe ersetzt. Die Deckleistenschalung sowie Teile der Dachkonstruktion wurden im charakteristischen Ochsenblutrot gestrichen, die Fenster- und das Türfutter, die Dachuntersicht und die Ortbretter wurden in Weiss gefasst. Die Fensterläden, deren grauer Anstrich stark ausgekreidet war, wurden in einem satten Grauton gestrichen, so auch das Türblatt. Seit der Renovation strahlt das Schützenhaus in neuer Frische über die offene Landschaft hinaus und wird seiner Rolle als identitätsstiftendes Bauwerk am nordöstlichen Ende von Friesencham wieder gerecht.

GS-Nr. 671, Ass.-Nr. 127a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 111.

Cham, Oberwil, Äbnetwald I, Etappe 2c: Ausgrabung (Kiesabbau)
2018 wurde der maschinelle Oberbodenabtrag auf der Südwesthälfte der Parzelle 799, die sich 250 m nordwestlich des «Hofs» in Cham-Oberwil befindet, archäologisch begleitet. Während sich im relativ steil ansteigenden Bereich unmittelbar nordöstlich der Kreuzstrasse kaum Spuren fanden, verdichteten sich die archäologischen Befunde auf dem flacheren Teil des Geländes (Abb. 10). Als Erstes fiel ein schmaler, 15 m langer Graben auf, welcher mit auffällig vielen prähistorischen Keramikfragmenten und kantigen Steinen verfüllt war. Möglicherweise diente der Graben ursprünglich der Entwässerung des Geländes.

Rund 25 m nordwestlich davon liess sich die Fortsetzung eines wesentlich grösseren, bereits aus früheren Grabungskampagnen bekannten Grabens fassen, der quer über die gesamte Parzelle verlief. Die in den Jahren 2013 und 2014 darin entdeckten Schuhnägelchen lassen vermuten, dass es sich um einen römischen Befund handelt. Der Graben schnitt eine rund 2,5 × 1,5 m grosse Anhäufung von kantig gebrochenen Hitzesteinen. Am Südostende der Struktur zeichnete sich eine auffällige Lücke innerhalb der Steine ab. Darin wiederum lag eine Konzentration bronzezeitlicher Keramikscherben, bei denen es sich vermutlich um die Reste eines deponierten Gefässes handelt. Auch zwischen den Steinen fand sich eine grosse Anzahl prähistorischer Keramikfragmente. Diffus streuende Hitzesteine und weitere einzelne Hitzesteinkonzentrationen im Umfeld dieses Befunds deuten darauf hin, dass mit einer ursprünglich grösseren Ausdehnung der Struktur zu rechnen ist. Im Bereich sekundär verlagerter Hitzesteine kam der Kopf einer spätbronzezeitlichen Vasenkopfnadel zum Vorschein.

30 m weiter nördlich liessen sich auf einer 12 × 5 m grossen Fläche ähnliche Phänomene beobachten. Sich zu mehreren, unterschiedlich grossen Konzentrationen verdichtende Hitzesteinstreuungen lieferten punktuell grosse Mengen an bronzezeitlichen Keramikfragmenten.

Unweit dieser Steinkonzentrationen kam eine grosse, im Grundriss ovale Grube zum Vorschein, deren Ausmasse in

Abb. 10 ***Cham, Oberwil, Äbnetwald.*** *Blick nach Norden auf die vom Kiesabbau betroffene Parzelle 799. Im Hintergrund ist das Grabungsareal mit den Bogenzelten zu erkennen.*

Abb. 11 ***Cham, Oberwil, Äbnetwald.*** *Blick auf die Grube und die darin liegenden Gesteinsbrocken. Die rosafarbenen Markierungen kennzeichnen Keramikscherben. Rechts der Bildmitte befindet sich die Steinstele in Fundlage.*

der Fläche 5 × 3,5 m, in der Tiefe ab Oberkante B-Horizont 1,4 m betrugen. Die jüngste Einfüllschicht war geprägt durch eine hohe Anzahl grosser Gerölle, die ursprünglich einst eine Art Umfriedung um die Grube (Abb. 11) gebildet haben könnten. Im gleichen Sediment, in dem die Steine lagen, fanden sich einige aussergewöhnliche Fundobjekte (Abb. 12). Bei einem der Gerölle handelt es sich um einen teilweise behauenen Sandstein, dessen Oberfläche bewusst gesetzte Pickspuren aufweist. Die Form des Steins erinnert an andernorts gefundene anthropomorphe Stelen. Parallelen zum gepickten Symbol konnten bis anhin keine gefunden werden. Des Weiteren kam in der Nordhälfte der Grube ein in mehrere Teile zerbrochenes Mondhorn aus Keramik zum Vorschein. Es weist neben feinen Fingernageleindrücken auf der Oberseite eine mit Fingernageleindrücken verzierte, bogenförmige Leiste auf. Der Fussansatz lässt erkennen, dass es ursprünglich auf zwei Füssen stand bzw. irgendwo aufgesetzt worden war. Aus derselben Schicht stammen Scherben, die sich zu einem kompletten spätbronzezeitlichen Gefäss zusammensetzen liessen. Unmittelbar daneben lag ein sogenannter Rillenstein, ein Stein mit einer seitlich verlaufenden Rille und zwei sich gegenüberliegenden Dellen auf der Ober- und -unterseite. Unter diesen jüngsten Einfüllschichten fanden sich feinlagige, auffällig tonige Sedimente, die anscheinend natürlich in der Grube abgelagert wurden. Sie sind als Stillwassersedimente zu deuten. In ihnen fanden sich weitere Teile spätbronzezeitlicher Keramikgefässe sowie einzelne, z. T. verbrannte Tierknochenfragmente. Nach Abtrag der tonigen Schichten kam eine grosse Menge dicht an dicht liegender Gerölle zum Vorschein, die treppenartig vom relativ flach abfallenden Westrand her in Richtung Grubenzentrum eingefüllt waren. Unter den Steinen lagen auf der Grubensohle einige sehr schlecht erhaltene, bronzezeitliche Keramikfragmente. Die Deponierung der erwähnten Objekte in einer mit Wasser gefüllten Grube dürfte vor einem rituell-religiösen Hintergrund zu sehen sein.

Unmittelbar nordöstlich an diesen aussergewöhnlichen Befund anschliessend konnte auf einer relativ grossen Fläche ein auffällig dunkles Sediment beobachtet werden. Rund 25 m in nordöstlicher Richtung endete diese Schicht. Möglicherweise weist das dunkle Sediment auf ein Feuchtgebiet noch unbekannten Alters hin, das mit der Grube in Zusammenhang stand. Auffällig ist, dass in diesem Bereich keine anthropogenen Strukturen zum Vorschein kamen. Es fanden sich lediglich einzelne prähistorische Keramikfragmente. Nordöstlich an die mutmassliche Feuchtzone anschliessend fanden sich weitere Steinkonzentrationen. Eine rund 5 × 2 m

Abb. 12 ***Cham, Oberwil, Äbnetwald.*** *Funde aus der grossen Grube (Auswahl).* ***1*** *Rillenstein.* ***2*** *Steinstele (Link zum 3D-Modell https://skfb.ly/6GrJK).* ***3*** *Mondhorn.* ***4*** *Keramikgefäss.*

Abb. 13 ***Cham, Oberwil, Äbnetwald.*** *Bronzezeitliche Steinkonzentration, vermutlich Reste einer Feuerstelle.*

grosse Konzentration kantiger und gerundeter Steine enthielt aussergewöhnlich viele prähistorische Keramikscherben. Diese fanden sich vorwiegend in einem steinfreien Bereich innerhalb der Struktur. Andere Hitzesteinkonzentrationen (Abb. 13) lagen auf einem dünnen Holzkohlehorizont. Teilweise enthielten die Steinansammlungen kalzinierte Knochenfragmente. Wozu diese Feuerstellen dienten, muss vorläufig offenbleiben.

An Kleinfunden sind drei römische Denare der Kaiser Traianus, Septimius Severus (für Caracalla) und Elagabalus erwähnenswert. Des Weiteren fand sich an einer Stelle auch eine grosse Anzahl neuzeitlicher Keramikfragmente.

GS-Nr. 799.
Ereignisnr. Archäologie: 2197.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: David Jecker, Simon Maier und Gishan Schaeren.
Inventar der Fundmünzen Schweiz: Stephen Doswald.
Literatur: Ursula Gnepf Horisberger und Sandy Hämmerle, Cham-Oberwil, Hof (Kanton Zug). Befunde und Funde aus der Glockenbecherkultur und der Bronzezeit. Basel 2001 (Antiqua 33). – Tugium 26, 2010, 18–21; 27, 2011, 21–23 und 53–56; 28, 2012, 29f.; 29, 2013, 33f.; 30, 2014, 35f.; 31, 2015, 38f.; 32, 30f.; 33, 40f. – JbAS 93, 2010, 221; 94, 2011, 236; 95, 2012, 186f.; 96, 2013, 178f.; 97, 2014, 206f.; 98, 2015, 183f.; 100, 2017, 195.

Cham, Oberwil, Hof: Fundmeldung

Der «Hof» bei Cham-Oberwil liegt auf einem prominenten, zu grossen Teilen bewaldeten Hügel. Es handelt sich um einen Drumlin aus kiesig-sandigen Vorstossschottern der letzten Eiszeit. Diese sind vom Geschiebelehm einer Grundmoräne überdeckt. Seit den 1990er Jahren wird dort der Kiesabbau archäologisch begleitet. Am 6. Juli 2018 wurde den Mitarbeitern der Kantonsarchäologie von einem Baggerführer ein Fund überreicht, den er am selben Tag beim Kiesabbau in einer Tiefe von rund 20 m unter der ehemaligen Geländeoberfläche gemacht hatte. Es handelte sich um einen teilweise erhaltenen, nur leicht von der Baggerschaufel beschädigten Backenzahn eines Mammuts, der sich bei der Reinigung als recht ausgewaschen herausstellte (Abb. 14). In restauriertem Zustand wog er rund 3 kg und war noch ca. 18 cm hoch, 16 cm lang und 7,5 cm breit. Allenfalls zum gleichen Tier gehörende Knochen oder weitere Zähne konnten nicht ausgemacht werden, in der Regel sind im Schotter aber ohnehin nur noch die besonders harten Zähne erhalten.

Beim Mammut waren jeweils nur vier Backenzähne gleichzeitig voll in Gebrauch, zwei im Ober- und zwei im Unterkiefer. Durch horizontale, mahlende Kaubewegungen des Unterkiefers wurde die Nahrung zerkleinert, jedoch nutzten sich dabei auch die aus Zahnschmelz bestehenden Lamellen der Zähne stetig ab. Im Leben eines Mammuts wurde daher das komplette Gebiss insgesamt fünf Mal durch von hinten nachrutschende Zähne ersetzt. Sobald die letzte Zahnfolge abgenutzt war, führte das zum Hungertod des Tieres. Beim gefundenen Zahn handelt es sich um den sechsten, also letzten Molaren (auch als M3 bezeichnet) der Zahnfolge aus dem rechten Oberkiefer. Die hinteren (distalen) vierzehn

Abb. 14 ***Cham, Oberwil, Hof.*** *Oberer rechter Backenzahn eines Mammuts, in gereinigtem und restauriertem Zustand. Blick auf die Innenseite und Unterseite, links unten der Rest der Kaufläche. Die abgeflachte Seite ganz links ist auf die Beschädigung durch den Bagger zurückzuführen.*

Lamellen sind vorhanden, während die vorderen (mesialen) neun bis zehn Lamellen fehlen. Die fünf vordersten vorhandenen Lamellen befanden sich in Reibung. Aus diesen Beobachtungen kann für das Tier ein Lebensalter von rund 35 Jahren abgeleitet werden.

Eine erste ^{14}C-Datierung des Zahns (ETH-90614: 24746 ± 201 BP, 27352–26407 calBC [2 σ, IntCal 2013]) ergab ein Alter von rund 29 000 Jahren. Wegen der schlechten Kollagenerhaltung in der Probe – vermutlich bedingt durch die Auswaschung im Kies – darf dieses Datum aber nur als Mindestalter verstanden werden. Somit ist das Mammut sicher älter als die letzte Maximalvergletscherung vor rund 24 000 Jahren, und Teile seines Körpers wurden bei der Formung des Drumlins bei Oberwil durch den Gletscher erfasst. Dabei handelt es sich nicht um den ersten Mammutfund in der Gegend: Bereits 1826 war in einer «Grube von Gerölle» bei Knonau ein kurz nach der Bergung zerbrochener «Elephantenzahn» gefunden worden, und 1965 entdeckte man im damaligen Kieswerk Kalberer einen Stosszahn, der sich heute im Museum für Urgeschichte(n) in Zug befindet.

GS-Nr. 794.
Ereignisnr. Archäologie: 1907.4.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Simon Maier, David Jecker und Gishan Schaeren.
^{14}C-Datierung: ETH Zürich (Irka Hajdas).
Archäozoologische Bestimmung: Werner Müller, Laboratoire d'archéozoologie, Université de Neuchâtel.
Literatur: Renata Huber und Jochen Reinhard, Das letzte Zuger Mammut? Eine Baugrube als Fenster in die späte Eiszeit. Tugium 32, 2016, 107f. – Rudolf Heinrich Schinz, Ueber die Ueberreste organischer Wesen, welche in den Kohlengruben des Cantons Zürich bisher aufgefunden wurden. In: Denkschriften der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für die gesammelten Naturwissenschaften. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. Zürich 1833, 63. http://dx.doi.org/10.5169/seals-357969.

Abb. 15 ***Hünenberg, Lowald.*** *Venezianischer Ducato, geprägt unter dem Dogen Antonio Venier (Regierungszeit 1382–1400). Fnr. 1885-4.1.*

Hünenberg, Lowald: Prospektion

Goldmünzen werden auf dem Gebiet des Kantons Zug nur selten gefunden: Im Rahmen einer archäologischen Tätigkeit (Bauuntersuchung, Grabung und Prospektion) kamen bislang nur fünf solcher Geldstücke zum Vorschein. Die Seltenheit dieser Funde erklärt sich leicht mit der hohen Kaufkraft dieser Münzen. Wer ein solches Stück besass, achtete besonders darauf, es nicht zu verlieren.

2018 wurde nun eine weitere Goldmünze gefunden – überraschenderweise zwischen den Steinen im Wurzelstock eines umgestürzten Baumes. Hierbei handelt es sich um einen Ducato der Republik Venedig, der in der Amtszeit des Dogen Antonio Venier (1382–1400) geprägt worden ist (Abb. 15). Auf der Vorderseite der Münze ist Christus mit erhobener Segenshand in einer Sternen-Aureola zu sehen; die Rückseite zeigt den Stadtheiligen Markus, der den vor ihm knienden Dogen die Fahnenlanze (Symbol der Investitur des Dogen) überreicht. Venezianische Dukaten wurden erstmals 1284 geprägt und bis zum Ende der Republik (1797) mit unverändertem Münzbild und in gleicher Güte (Feingehalt) herausgegeben. Es waren Münzen für die Bezahlung grösserer Summen und für Handelszwecke; sie gehörten nicht zum alltäglichen Geld. Durch den Handel verbreiteten sie sich über den Einflussbereich Venedigs hinaus und gelangten schliesslich nicht nur in die verschiedensten Länder Europas, sondern auch in den Orient. Seit dem Mittelalter gehörten venezianische Dukaten auch zu den im Zugerland verwendeten Goldmünzen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden sie von der zugerischen Landesregierung gleich den florentinischen, holländischen und Kremnitzer Dukaten bewertet.

GS-Nr. 118.
Ereignisnr. Archäologie: 1885.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Romano Agola.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.

Menzingen, Gubel: Prospektion

Die südwestlich des Dorfes Menzingen gelegene, von Weitem sichtbare Anhöhe des Gubels erlangte in der Schweizer Geschichte Bedeutung durch eine blutige Auseinandersetzung, die im Rahmen des Zweiten Kappelerkriegs im Jahre 1531 hier bzw. in der näheren Umgebung stattgefunden hat. Im Auftrag des Amts für Denkmalpflege und Archäologie führte Romano Agola 2017 in diesem Gebiet – wie drei Jahre zuvor in Morgarten – Metallprospektionen durch. Dabei konnte er eine Reihe von Objekten unterschiedlicher Zeitepochen aus dem Erdreich der Felder bergen. Wie bereits bei den Funden von Morgarten lässt sich auch vorliegend kein Zusammenhang zwischen der Schlacht und den aufgefundenen, in die Zeit der Schlacht datierbaren Objekten erkennen. Die als archäologisch relevant eingestuften Stücke, die teils erhebliche Korrosionsspuren aufwiesen, sind inzwischen gereinigt und konserviert worden (Abb. 16). Das älteste identifizierbare Fundobjekt ist als bronzener Dorn einer Gürtelschnalle anzusprechen. Auf seiner verbreiterten Fläche sind feine Ritzzeichnungen auszumachen. Aufgrund formal ähnlicher Vergleichsstücke dürfte der Dorn von einer frühmittelalterlichen Gürtelschnalle stammen. Von besonderem Interesse sind ausserdem zwei Fundstücke aus dem 13. oder 14. Jahrhundert.

Abb. 16 ***Menzingen, Gubel.*** *Das Dolchmesser und die Gürtelschnalle sind ins 13./14. Jahrhundert zu datieren. Der bronzene Dorn einer Gürtelschnalle stammt wohl aus dem Frühmittelalter.*

Abb. 17 ***Menzingen, Gubel.*** *Fundensemble mit den älteren, bei der Prospektion gefundenen Münzen (12.–18. Jahrhundert) und münzähnlichen Objekten (Rechenpfennig und Jeton). Ereignisnr. 2281, FK 4–5, 8, 10–15.*

Beim ersten Objekt handelt es sich um eine kleine, ovale Gürtelschnalle aus Bronze mit verstärkter Dornauflage (Dorn fehlt), deren Vorderseite profiliert ist; ein praktisch identisches Stück liegt aus der Prospektion bei Morgarten vor. Das zweite Objekt ist ein aus Eisen geschmiedetes Dolchmesser. Die hölzerne Griffhülse hat sich im Boden nicht erhalten, dadurch ist nun aber die mit einem feinen Eisenstift ausgeführte Vernietung der zum Griff hin gebogenen Parierplatte gut zu erkennen. Eine Schmiedemarke ist hingegen nicht (mehr) auszumachen. Diese beiden Funde sind bedeutend, da es sich bei ihnen um die bislang einzigen bekannten archäologischen Hinweise auf den ersten Ausbauschritt der Besiedlung des Menzinger Berglandes handelt. Die Urbarisierung dieses Gebiets, das offenbar bis ins 13. Jahrhundert bewaldet und unbewohnt war, ist ansonsten nur anhand von Orts- und Flurnamen nachvollziehbar.

Zu den genannten Fundstücken gesellen sich acht Münzen und zwei münzähnliche Objekte, die aus verschiedenen Epochen, vom Hochmittelalter bis ins 19./20. Jahrhundert, stammen (Abb. 17). Das älteste Geldstück, ein um 1190/91 geprägter Denar des Erzbistums Köln, wurde unter Erzbischof Philipp von Heinsberg (Amtszeit 1167–1191) herausgegeben. Die Denare von Köln waren Handelsmünzen von überregionaler Bedeutung, ihr Herkunftsort im 12. Jahrhundert ein wichtiges Handelszentrum. Der Fund dieser Münze belegt die Begehung des Fundgebiets im späten 12. oder im 13. Jahrhundert. Chronologisch folgen derselben eine weitere mittelalterliche und sechs neuzeitliche Münzen, die aus dem lokalen Kleingeldumlauf ihrer Zeit stammen: ein Sesino (1412–1447) des Mailänder Herzogs Filippo Maria Visconti, ein Vierer (vor 1597) der Stadt Schaffhausen, zwei Schillinge (16. und 17. Jahrhundert) der Stadt Zürich, ein unter Bischof Hildebrand von Riedmatten (1565–1604) geprägter Kreuzer von 1584 des Bistums Sitten, ein Halbbatzen von 1718 der Stadt Bern und schliesslich ein stark korrodiertes eidgenössisches 10-Rappen-Stück mit unlesbarer Jahreszahl (ab 1879). Beide münzähnlichen Objekte wurden in Nürnberg hergestellt. Es sind dies ein Rechenpfennig des 16. Jahrhunderts sowie ein im Namen des französischen Königs Ludwig XIV. (1643–1715) geprägter Jeton (1690–1711) der Ordinaire des Guerres (Kriegskasse).

Wenn auch – wie erwähnt – die aufgeführten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Fundstücke in keinem Zusammenhang mit der Schlacht am Gubel stehen, so gilt dies nicht für den bislang ältesten dokumentierten Münzfund im Kanton Zug. Gemäss Überlieferung bestand dieser aus ungefähr einem Gulden an Basler Geld und drei Kreuzern und war 1582 im Grab eines der in der Schlacht gefallenen und am Gubel begrabenen Kämpfers gemacht worden. Die Graböffnung war allerdings kein Einzelereignis, sondern erfolgte im Rahmen einer grösseren Aktion am Bestattungsort der gefallenen Reformierten. Ihr Ursprung lag in einem Streit, der nach der Teilnahme an der jährlichen Gedenkwallfahrt zur Gubel-Kapelle (1556/58 errichtet) unter den Gästen im Haus von Hauptmann Oswald Schön ausgebrochen war. Gegenstand des Streits war die Frage nach der genauen Anzahl der in der Schlacht getöteten Feinde. Die Antwort darauf glaubte man schliesslich im Ausgraben der Gebeine und in einer Nachzählung zu finden. Dieses sittenlose Ansinnen wurde Tage später in die Tat umgesetzt, teils – vor Ort hatten sich etwa fünfzig Personen eingefunden – unter derben Sprüchen und zügellosem Verhalten. Die Grabschändungen blieben nicht ohne Nachspiel, indem die Zuger Obrigkeit auf die Klage Zürichs hin gegen die Schuldigen vorging; die Gebeine der Toten wurden danach wieder bestattet. Das im Grab vorgefundene Geld war nach seiner Entdeckung unter den Findern aufgeteilt worden.

GS-Nr. 600.
Ereignisnr. Archäologie: 2281.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Anette JeanRichard, Romano Agola.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.
Literatur: Stephen Doswald und Philippe Della Casa, Kanton Zug. Lausanne 1994 (Inventar der Fundmünzen der Schweiz 2), 62–63.

Menzingen, Lüthärtigen 4a/b: Restaurierung Bauernhaus und Neubau Stöckli

Im Weiler Lüthärtigen sanierte die Familie Zürcher ihr Bauernhaus aus dem Jahre 1777 (Abb. 18). Die östliche Anbaute wurde entfernt, wodurch aus raumplanerischer Sicht die Planung eines neuen Stöcklis möglich wurde. Diese gelungene Intervention basiert auf dem Grundgedanken einer radikalen volumetrischen Reparatur. Schon 1994 folgte ein erster Schritt, indem der westseitige Treppenhausrisalit von 1912 entfernt wurde. Nun entfernte man auch den östlichen Anbau, der 1982 anstelle einer Käserei an das Bauernhaus angebaut wurde. An der Schnittstelle musste rekonstruiert werden. Da der druckimprägnierte Schindelschirm von 1986 noch sehr gut erhalten war, wurden auch die neuen Schindeln

Abb. 18 ***Menzingen, Lüthärtigen 4a/b.*** *Bauernhaus und Neubau Stöckli. Ansicht von Nordosten.*

an der Schnittstelle wieder so behandelt. Der traufseitige Treppenaufgang mit Sandsteinstufen und zimmermannsmässig gefügten Pfosten mit Brüstungsverkleidungen wurde analog dem westlichen Gebäudeteil rekonstruiert. Da das Bauernhaus wiederum zwei Parteien dienen wird, ist auch diesbezüglich die Balance gefunden, indem zu jeder Wohneinheit ein typischer traufseitiger Eingang mit Sandsteintreppe zugehört.

Bemerkenswert am Bauernhaus ist der grosse Gewölbekeller. Der ursprünglich wohl als Lagerraum für Mostfässer genutzte Keller verdeutlicht die Rolle des Obstbaus, der im Kanton Zug seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen wichtigen Produktionszweig der Landwirtschaft darstellte. Im Innern des Bauernhauses hat eine subtile Restaurierung mit raffinierten Detaillösungen stattgefunden. Eine geschickte Lösung im Zusammenhang mit niedrigen Raumhöhen findet man im zweiten Obergeschoss, wo der «Schlupf» des Dachgeschosses dem darunterliegenden Zimmer zugeschlagen wird. Dadurch werden die Zimmer partiell wieder bis zum Dach räumlich erlebbar. Durch diese Massnahme gelangt auch Licht vom Dachgeschoss in das Zimmer.

An diesem Beispiel lassen sich drei denkmalpflegerische Strategien anschaulich erläutern: die Rückführung zur ursprünglichen Volumetrie, die Rekonstruktion an der offenen Schnittstelle und das Bauen im Umgebungsschutz eines Denkmals im ländlichen Kontext. Am Hügelfuss entstand anstelle der Wagenremise ein Neubau, der zurückhaltend und integrativ in dunkel gestrichenem Holz materialisiert ist. Auch innenräumlich besticht das neue Stöckli durch eine interessante Bewegungsführung vom Eingang zum Essraum, an der betonierten Küchenkombination vorbei, aus welcher sich ein offener Kamin bis zum Dach entwickelt, zur Wohnstube mit postkartengültigem Ausblick in die Hügellandschaft von Menzingen, hinauf zum Schlafgeschoss. Zu erwähnen sind auch die subtil eingebetteten neuen Autounterstände. Indem die Topografie gelesen und analysiert wurde, ist der richtige Ort gefunden worden. Zwischen den beiden Stöckli sind stimmig gestaltete Unterstände entstanden, referenzierend auf bescheidene ländliche Nebenbauten, mit Sockel aus Beton und Oberbau aus dunkel gestrichenem Holz. Die Gebäudehierarchie des Weilers bleibt ungestört.

Sowohl die Planungs- als auch die Ausführungsphase in Lüthärtigen sind aus denkmalpflegerischer Sicht mustergültig verlaufen. Eigentlich bräuchte es bei solch gut verlaufenden Projekten keine Bauberatung mehr – die positiven Anregungen zum Projekt kamen grossmehrheitlich vonseiten des Architekten und Bauherrn.

GS-Nr. 1562, Ass. Nr. 600a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Architekt: Jan Zürcher, dipl. Architekt ETH, Lüthärtigen.
Bauleiter: Edgar Schuler, Zürcher Holzbau AG, Finstersee.

Menzingen, Seminarstrasse 12, Kantonsschule Menzingen: Restaurierung, Umbau und Erweiterung

Die Gesamtanlage der heutigen Kantonsschule Menzingen, erbaut zwischen 1955 und 1958 im Auftrag der Schwestern vom Heiligen Kreuz als Lehrerinnenseminar Bernarda, gehört zu den herausragenden Bauten der Nachkriegsmoderne im Kanton Zug. Das Ensemble nach Plänen der Architektengemeinschaft Hanns A. Brütsch & Alois Stadler sowie Leo Hafner & Alfons Wiederkehr besteht aus fünf Baukörpern, die durch verglaste Verbindungsgänge miteinander verbunden sind. Jeder der fünf Bauten hat seine eigene Grösse und Gestalt, und gleichzeitig bilden sie eine einheitliche, drama-

turgisch komponierte Anlage, die durch eine ausserordentlich präzise – im Vergleich mit zeitgleichen Bauten der Region fast avantgardistische – Architektursprache charakterisiert ist. Zusammengehalten wird die Gesamtanlage von einer äusserst qualitätsvollen Umgebungsgestaltung nach Plänen des bereits damals schweizweit bekannten Zürcher Gartenarchitekten Ernst Cramer. Er schuf differenziert gestaltet Aussenräume, die bis heute die Architektur nicht einfach umgeben, sondern zu einem Gesamtkunstwerk ergänzen.

Der im Sommer 2018 abgeschlossenen Sanierung und Restaurierung ging eine über zehnjährige Planung voraus, von der hier nur die wichtigsten Etappen erwähnt werden können. Bereits 2001 beschäftigte sich die kantonale Denkmalkommission erstmals mit der Frage der Schutzwürdigkeit des Gebäudeensembles und empfahl eine Unterschutzstellung. 2002 nahm das damalige Kantonale Gymnasium Menzingen den Betrieb auf (der bis 2006 noch parallel zum Lehrerinnenseminar geführt wurde), und in den folgenden Jahren legte der Kanton die Rahmenbedingungen für die künftige Kantonsschule Menzingen fest. Dies war die Grundlage für die Erarbeitung einer architektonischen Machbarkeitsstudie im Jahr 2009, welche der damalige Denkmalpfleger eng begleitete. Im Verlaufe der Planungen stellte sich heraus, dass die denkmalpflegerischen Ziele kaum für alle fünf Gebäude zu erreichen wären, ohne die Realisierung des für die Schule notwendigen Raumprogramms zu gefährden. Für die Ausschreibung des im Jahr 2011 jurierten Projektwettbewerbs wurde deshalb zugestanden, dass der ehemalige Wohntrakt der Seminaristinnen, der seine Nutzung gänzlich verloren hatte, und die Turnhalle, die den heutigen Anforderungen nicht mehr genügte, durch Neubauten ersetzt werden könnten. Um den Ensemblecharakter zu schützen, definierten Bauherrschaft und Denkmalpflege bereits im Vorfeld des Wettbewerbs klare Rahmenbedingungen für die Volumen der Ersatzneubauten, so unter anderem die unterirdische Anordnung der neuen Zweifachsporthalle. Die drei zu erhaltenden Bauten wurden im Oktober 2010 unter Schutz gestellt.

Das Siegerprojekt der Architekten Bünzli & Courvoisier überzeugte die Jury «durch seine feine, reife und sensible Einbettung der Neubauten in den bestehenden Kontext und den respektvollen Umgang mit der bestehenden Bausubstanz», wie der Bericht des Beurteilungsgremiums es formuliert – eine Einschätzung, die auch von der Denkmalpflege geteilt wurde. Bei der Bauausführung in den Jahren 2015 bis 2018 setzten die verantwortlichen Architekten dieses sorgfältige Herangehen an den historischen Baubestand mit viel Engagement, Geduld und Fachkompetenz in die Tat um (Abb. 19). Dabei ging es keineswegs nur um die äussere Erscheinung der Bauten, sondern es war allen am Bau Beteiligten auch wichtig, von der grossmehrheitlich gut über-

Abb. 19 ***Menzingen, Seminarstrasse 12.*** *Bei der Gesamtsanierung der Kantonsschule wurde auch die Umgebungsgestaltung von Ernst Cramer sorgfältig gepflegt und instand gesetzt.*

lieferten originalen Ausstattung im Innern möglichst viel zu erhalten. Wo dies nicht möglich war, erfolgten Ergänzungen und neue Bauteile im Sinne des Baudenkmals. Ausgangspunkt für die Detailplanung waren umfangreiche Farbuntersuchungen an den Bestandsbauten, die eine reichhaltige und fein aufeinander abgestimmte Farbpalette ergaben. Davon ausgehend entwickelten die Architekten zusammen mit der Farbgestalterin Andrea Burkhard ein Farb- und Materialkonzept, das nicht nur für die Restaurierung der geschützten Bauten galt, sondern auch auf die Neubauten übertragen und dort – wo erforderlich – weiterentwickelt wurde. Mit der gleichen rücksichtsvollen Grundhaltung ging auch das Büro Vogt Landschaftsarchitekten an die Pflege und teilweise Wiederherstellung der Umgebungsgestaltung von Ernst Cramer, welche mit ihrer reduzierten geometrischen Formensprache die Architektur von Brütsch & Stadler und Hafner & Wiederkehr ergänzt. Noch vorhandene Elemente wie der terrassierte Studiengarten im Westen oder die Wasserbecken im Bereich des südlichen Verbindungsgangs wurden saniert. Im Fall des Vorplatzes beim Haupteingang entschied man sich für eine Wiederherstellung des ursprünglichen Zustands mit der markanten Bänderung in Schwarz-Weiss, da sie als kraftvoller Auftakt zur Gesamtanlage eine zentrale Bedeutung hat.

Mit der aktuellen Gesamtsanierung des ehemaligen Lehrerinnenseminars Bernarda und dessen Erweiterung zur Kantonsschule Menzingen konnte aus Sicht der Denkmalpflege Alt und Neu in sehr gelungener Weise miteinander verbunden werden. Entstanden ist ein neues Ganzes. Darin lebt die Tradition weiter und wird von einer neuen Generation – die in den alten und neuen Räumen ihre eigenen Geschichten erleben wird – als Erinnerung mitgenommen. So bleibt der Geist der Gründerinnen der Anlage, der Menzinger Schwestern, spürbar und verleiht der Kantonsschule Menzingen auch weiterhin jene Besonderheit und Aura, über die kein anderes Schulareal im Kanton Zug verfügt.

GS-Nr. 1329, Ass.-Nr. 375b, 357c, 357d, 357f, 357g.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Georg Frey (Planungsphase bis 2012), Thomas Ingold, Franziska Kaiser (Baubegleitung ab 2014).
Planung und Ausführung: Bünzli & Courvoisier Architekten AG, Zürich.
Umgebung: Vogt Landschaftsarchitekten AG, Zürich.
Projektleitung Hochbauamt: Martin Wieser.
Literatur: Zeitzeichen. Bilden und Bauen auf der Höhe der Zeit – Kantonsschule Menzingen. Hg. von der Kantonsschule Menzingen KSM in Zusammenarbeit mit dem Hochbauamt des Kantons Zug. 2018.

Oberägeri, Ägeriried: ^{14}C-Datierung

Aufgrund einer Anfrage des Amts für Wald und Wild betreffend das Alter von Hölzern, die ins Bachbett der Biber im Ägeriried ragen, wurde aus einer Konzentration von Fichtenzapfen, die unter den Hölzern lag, eine ^{14}C-Probe entnommen (Abb. 20). Aufgrund der Mächtigkeit einer Torfschicht, die noch über einer scheinbar moränenartigen Schicht über diesen Hölzern liegt, war eine mehrere Tausend Jahre alte Datierung erwartet worden. Das Ergebnis des Datums (ETH-90377: 1722±22 BP; 252–386 CalAD [2σ; OxCal v4.3.2, IntCal 13]) weist nun aber in spätrömische Zeit. Offensichtlich führte in dieser Zeit ein Ereignis zu einem grossflächigen Baumwurf (Windwurf?), auf den eine massive und ebenfalls grossflächige Rutschung folgte. Bei dieser Deckschicht scheint es sich um das verlagerte Moränenmaterial eines Gletschers zu handeln. Erst auf dieser Basis bildete sich anschliessend die beobachtete Torfschicht. Ob diese Ereignisfolge durch den Menschen beeinflusst wurde (Rodungen?) oder ob es sich insgesamt um einen natürlichen Vorgang handelt, lässt sich im Moment nicht beurteilen.

Abb. 20 ***Oberägeri, Ägeriried.*** *Bachbett der Biber mit herausgespülten Baumstämmen. Darunter liegt Bachgeröll, darüber und daneben findet sich ein helles, sandig-toniges Sediment, und den Abschluss gegen oben macht eine Torfschicht.*

GS-Nr. 1118.
Ereignisnr. Archäologie: 2302.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Gishan Schaeren.
^{14}C-Datierung: ETH Zürich (Irka Hajdas).

Risch, Buonas, Schlosspark, Gärtnerei: Instandsetzungsarbeiten an den Oberflächen der Gehwege und der Gartenanlage

Die Gärtnerei des Schlosses Buonas liegt am südöstlichen Ufer der Halbinsel (Abb. 21). Sie ist Teil des Schlossparks, den Carl von Gonzenbach-Escher zusammen mit der Errichtung des «Neuen Schlosses» 1873–1877 im englischen Stil anlegen liess. Während das Neue Schloss um 1970 abgebrochen wurde, blieb die Parkanlage erhalten und wird von der heutigen Eigentümerin, der Hoffmann-La Roche AG, sorgfältig gepflegt. Das grosse terrassierte Geviert der Gärtnerei ist von einer Mauer umgeben. Hangseitig sind die beiden Gärtnerhäuser integriert. Weiter umfasst die Gartenanlage ein Orchideenhaus und ein Gerätehaus. In der Mitte des Gevierts befindet sich auf der oberen und auf der unteren Terrasse jeweils ein Wasserbecken. Bei den Instandsetzungsarbeiten

Abb. 21 ***Risch, Buonas, Schlosspark, Gärtnerei.*** *Bei den Instandsetzungsarbeiten wurde auch der stark beschädigte Brunnen mit nierenförmigen Becken auf zwei Terrassenstufen sorgfältig wiederhergestellt.*

ging es grossmehrheitlich um die Oberflächen der Gehwege und der Gartenanlage. Die Gestaltung der Gartenanlage ist beibehalten worden, einzig der neuere hohe Treibbeetkasten im Nordosten ist aufgehoben worden. Anstelle der vermutlich nicht ursprünglichen Bogenpflästerung wurden die Steine als sogenannte Passé-Pflästerung gesetzt. Die vorhandenen kleinformatigen Steine wurden wiederverwendet und mit mittleren Pflastersteinen ergänzt. Die Schroppensteine wurden nummeriert und in gleicher Art und Weise wieder gesetzt. Absichtlich blieb das Moos an den Steinen erhalten. Die vorhandenen Betonplatten auf dem seeseitigen Geländeniveau konnten nicht wieder in Ortbeton erstellt werden, stattdessen wurden waschbetonähnliche Platten verwendet, die sich mit ihrem lebhaften Korn am Bestand orientieren. Das zentrale Wasserbecken aus Kunststein war fast vollständig eingebrochen und musste von Grund auf neu erstellt werden. Der nierenförmige Umriss und der mehrreihige obere Kranz aus Schroppensteinen wurden beibehalten. Das Wasser läuft nun oberflächlich über grossformatige Krustenplatten ins untere Becken. Einzelne Treppenstufen und Abdeckplatten der Gartenmauern wurden mit Rooterberger Sandstein instandgesetzt. Bei den Dächern der Umfriedungsmauer kamen die bestehenden Ziegel überwiegend wieder zum Einsatz, und die spezielle Konstruktion aus Zugbändern und Druckstangen in der Unterkonstruktion blieb erhalten. Die Verbindungstreppen im Terrainsprung erhielten Handläufe, die traditionell in Schwarzstahl handgeschmiedet wurden. Die Instandsetzungsarbeiten verliefen aus planerischer und handwerklicher Sicht vorbildlich.

GS-Nr. 329.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner. Text: Roman Brunner und Kirsten Bachmeier, Hager Partner AG, Zürich.
Landschaftsarchitektur: Kirsten Bachmeier, Hager Partner AG, Zürich.

Risch, Oberfreudenberg 2: Dokumentation vor Umbau

Der Hof Oberfreudenberg liegt rund 700 m östlich von Holzhäusern. Das Wohnhaus ist Teil einer eindrücklichen Reihe von Einzelhöfen im Gebiet Freudenberg-Zweieren (Abb. 22). Die Liegenschaft gelangte zusammen mit weiteren Höfen in der Umgebung 1929 in den Besitz von Erwin Hürlimann, dem damaligen Direktor der Schweizer Rückversicherungsgesellschaft, und gehörte fortan zum Landsitz Freudenberg. Heute liegt der Bauernhof inmitten des Golfplatzes Holzhäusern.

Abb. 22 ***Risch, Oberfreudenberg 2.*** *Ansicht von Süden.*

Im Vorfeld eines geplanten Umbaus konnte das Wohnhaus bauhistorisch untersucht werden. Der Blockbau erhebt sich auf einem gemauerten Sockelgeschoss von gut 10 m Breite und 10,7 m Länge. Die Stuben nehmen die südliche Hälfte des ersten Wohngeschosses ein. Die Stube im südöstlichen Bereich verfügt über eine Fläche von 5,5 × 5,1 m (28 m²) und eine bauzeitliche Raumhöhe von 2,13 m. An den Stossfugen der Deckenbohlen liessen sich die Abdrücke von Deckleisten feststellen, welche zur Raumgestaltung dienten. Die westlich anschliessende Nebenstube ist mit 3,75 m Breite (19 m²) deutlich kleiner bemessen. Nördlich der Stuben schliesst eine 1,75 m breite Zirkulationsachse an, welche die beiden Zugänge an den Hausseiten verbindet. Die nordwestliche Ecke wird von einer Kammer eingenommen, deren Ostwand die Flucht der Trennwand von Stube und Nebenstube übernimmt. Östlich dieser Kammer liegt der ehemals zur Zirkulationsachse und gegen oben offene Küchenbereich von knapp 16 m² Grundfläche. Im Gegensatz zu den anderen Räumen im ersten Wohngeschoss ist die Küche nicht unterkellert.

Die Grundrisseinteilung des zweiten Wohngeschosses entspricht bis auf eine Ausnahme derjenigen des ersten Wohngeschosses. Die Kammertrennwand der beiden südseitigen Kammern wurde gegenüber der Stubentrennwand um 50 cm nach Osten verschoben. Die südöstliche Kammer erhielt somit einen quadratischen Grundriss von 5 m Seitenlänge, während die südwestliche Kammer über eine Fläche von knapp 22 m² verfügt. Die bauzeitliche Raumhöhe beträgt gut 2 m. Beidseits des nördlich anschliessenden Korridors befinden sich Ausgänge zu den Lauben. Im Dachraum liegt südseitig eine Dachkammer von annähernd 31 m² Grundfläche und 2,1 m Raumhöhe. Auf der Dachkammer erhebt sich ein stehender Stuhl, welcher das noch weitgehend erhaltene Pfetten-Rafendach in der Mitte des Hauses abstützt. Die Dachneigung beträgt 45 Grad. Das Haus ist am Sturz der Türe zur Stube inschriftlich ins Jahr 1621 datiert. Auf eine dendrochronologische Datierung wurde daher verzichtet. Das annähernd 400-jährige Gebäude konnte seine bauliche Gestalt weitgehend bewahren. Es weist charakteristische Gestaltungsmerkmale wie einen Würfelfries an der Hauptfassade oder sogenannte Rossköpfe an den Balkenköpfen von Vordachträgern auf. Die heute vorhandene Einzelfenstereinteilung dürfte ins 19. Jahrhundert zurückgehen. Grössere bauliche Eingriffe fanden nach 1929 statt. Damals wurden die Küchenwände und die Giebelfelder ersetzt. Die charakteristischen rot-weiss gestreiften Fensterläden gehen ebenfalls auf diesen Umbau zurück. Die wertvolle historische Innenausstattung des Hauses (Stubenmobiliar, Türen etc.) ging im Verlauf der letzten Jahrzehnte leider praktisch vollständig verloren.

GS-Nr. 1500, Ass.-Nr. 110a.
Ereignisnr. Archäologie: 2282.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Christoph Rösch, Melanie Mastel und Armin Thürig.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 425.

Abb. 23 ***Risch, Oberrisch, Gut Aabach, Strandplatte.*** *Steinbeil in Fundlage auf dem Seegrund.*

Risch, Oberrisch, Gut Aabach, Strandplatte: Prospektion

Nach dem Hitzesommer 2018 fiel auf Höhe des Guts Aabach in Oberrisch ein 3–4 m breiter Streifen des westlichen Zugerseeufers nahezu trocken. Das Amt für Denkmalpflege und Archäologie nutzte am 4. September 2018 diesen Umstand, um die vorgelagerte Strandplatte nach archäologischen Funden abzusuchen. Inmitten von Geröll und Bauschutt konnten zwei Steinbeile, ein polierter Stein, ein Netzsenker und eine Sandsteinplatte geborgen werden (Abb. 23). Zudem wurden im seichten Wasser rund fünfzig im Seeboden steckende Holzpfähle eingemessen und teilweise beprobt. Die Pfähle waren teils ca. 5 cm über dem Seeboden gekappt, teils ragten sie bis 20 cm über diesen heraus. Das den Seeboden bedeckende Geröll lag direkt auf weisslicher Seekreide – ein Anzeichen dafür, dass die zu den Pfählen gehörende archäologische Schicht bereits wegerodiert ist.

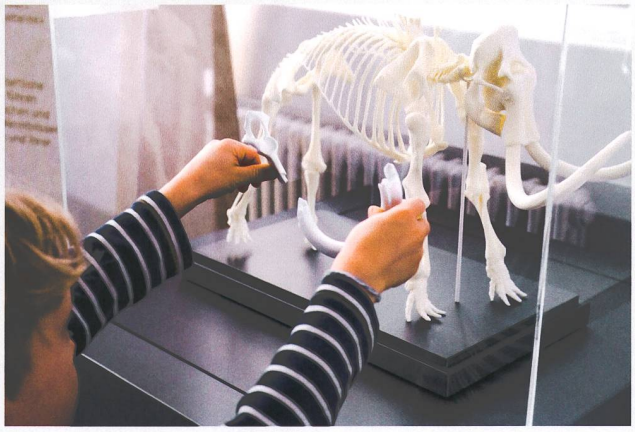
GS-Nr. 1748; 1842; 1843.
Ereignisnr. Archäologie: 2309.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber und Gishan Schaeren.
Literatur: Stefan Hochuli, Gishan F. Schaeren und Johannes Weiss, Ein Dorfbrand am Zugersee vor 5700 Jahren. Ein archäologischer Glücksfall. Archäologie Schweiz 21, 1998, 134–143. DOI http://dx.doi.org/10.5169/seals-17137.

Risch, Rotkreuz, Bahnhof, Altfund Hirschskelett: ^{14}C-Datierung

Im Fundbestand des Kantonalen Museums für Urgeschichte(n) ist das Geweih eines kapitalen Rothirschs *(Cervus elaphus)*, eines ungeraden Zwölfenders, zu finden (Abb. 24). Es wurde im Februar 1944 beim Tieferlegen eines Drainagegrabens direkt südlich des Bahndamms am Rotkreuzer Bahnhof entdeckt. Ursprünglich handelte es sich offenbar um ein vollständiges Skelett, aufbewahrt wurde jedoch nur der Schädel

Ein Mammut kehrt zurück

Nach Abschluss der Konservierungsarbeiten ist das 2015 in Rotkreuz entdeckte Mammut-Teilskelett (s. Tugium 32, 2016, 103–110, und 34, 2018, 123–131) für ein einmonatiges Gastspiel an seinen Fundort, das Betriebsgelände der Roche Diagnostics International AG, zurückgekehrt. Eine kleine Ausstellung in der Lobby des «Roche-Hochhauses» gab den Mitarbeitenden am Firmenstandort die Möglichkeit eines exklusiven Besuchs bei «ihrem» Mammut. Die zweisprachig auf Deutsch und Englisch präsentierte Ausstellung bestand aus drei Vitrinen mit dem Stosszahn, den erhaltenen Knochen und einem Mammut-Skelettmodell im Massstab 1:10; hinzu kamen fünf Plakate, auf denen die Forschungsergebnisse zum Rotkreuzer Fund zusammengefasst waren (s. https://goo.gl/qjTdHL). Ergänzt wurden diese klassischen Ausstellungselemente durch ein Tablet, auf dem eine von Martin Riesen, grafikanimation.ch, gestaltete Rekonstruktion der späteiszeitlichen Landschaft um den Fundort des Rotkreuzer Mammuts vor rund 17 000 Jahren in einem 360°-Panorama dargestellt wurde.



3D-Drucke der Mammutknochen eignen sich hervorragend für museumspädagogische Zwecke. Hier wird die Position von Hüftknochen und Stosszahn im (ebenfalls 3D-gedruckten) massstäblichen Skelettmodell gesucht.

Zum Ausstellungsbeginn sind auch die aus den Computertomografie-Daten abgeleiteten 3D-Modelle der Knochen und des Stosszahns (s. Tugium 34, 2018, 125–126) online verfügbar gemacht worden; mithilfe von QR-Codes wurden analoge Ausstellungstafeln und digitale Knochenmodelle miteinander verknüpft. Als Plattform für die Präsentation im Internet dient der auf 3D-Inhalte spezialisierte Online-Hoster Sketchfab, das Amt für Denkmalpflege und Archäologie unterhält hier ein eigenes Profil (https://sketchfab.com/ADA-ZG). Die 3D-Dokumentation der Rotkreuzer Mammut-Skelettreste ist unter dem Link https://skfb.ly/6BRT6 verfügbar; dieser kann auch durch Scannen des untenstehenden QR-Codes mit dem Smartphone aufgerufen werden. Der Download der 3D-Daten ist freigegeben. So ist etwa ein 3D-Druck der Skelettelemente für jedermann möglich.

Bernhard Bigler, Renata Huber, Giacomo Pegurri und Jochen Reinhard

Fertig aufgebaute Ausstellung in der Lobby des «Roche-Hochhauses». Der Fundort der Mammut-Skelettteile liegt keine 100 m entfernt hinter dem grauen Gebäude rechts im Bildhintergrund.

mit den beiden Geweihstangen. Diese steckten nach Aussage der Arbeiter, die den Fund gemacht haben, gegen unten im Sediment und sind unbeschädigt; der oben liegende Schädel ist – wohl durch ihre Werkzeuge – fragmentiert, die Kiefer und die Knochen im Nasenbereich fehlen. Spuren einer menschlichen Einwirkung konnten nicht beobachtet werden, daher wird von einem auf natürliche Weise verendeten Tier ausgegangen. Das Skelett lag «an der verlehmten Basis einer rund 2 m mächtigen Torfschicht», die sich im Bereich eines ausgedehnten Feuchtgebiets gebildet hat, das den Überlauf des spätglazialen Zugersees ins Reusstal nachzeichnet. Eine pollenanalytische Untersuchung einer Probe aus der Fundschicht wurde noch im Fundjahr durch Hans Härri, Seengen, durchgeführt; sie liess im Vergleich mit dem Pollendiagramm der Pfahlbaustation Zug-Sumpf «eine Datierung ins Ende der Eichenmischwaldzeit, also ins Frühneolithikum» vermuten. Um diesen palynologischen Datierungsansatz absolutchronologisch zu überprüfen und gegebenenfalls zu präzisieren, wurde 2018 am Schädelknochen eine Probe für eine ^{14}C-Datierung entnommen. Diese ergab ein Alter von 7279±23 BP bzw.

Abb. 24 ***Risch, Rotkreuz, Bahnhof, Altfund Hirschskelett.*** *Von dem 1944 am Bahnhof in Rotkreuz gefundenen Rothirschskelett sind nur das (schädelechte) Geweih mit Teilen der Schädelknochen erhalten. Der Fund war trophäenartig als «Zierde des Museums» am alten Standort des Museums für Urgeschichte (Ägeristrasse 56) ausgestellt.*

6216–6074 v. Chr. (2σ-Bereich; kalibriert mit OxCal v4.3.2 und IntCal13; Probennr. ETH-91644). Das Datum fällt in das tatsächlich von Eichenmischwäldern gekennzeichnete Klimaoptimum des Älteren Atlantikums, die pollenanalytische Zuordnung ist somit stimmig. Aus heutiger archäologischer Sicht liegt dieser Zeitabschnitt jedoch nicht im Frühneolithikum, sondern im zeitlich davor liegenden Spätmesolithikum. Im Zuge der Durchsicht der Archivunterlagen konnte auch die publizierte Fundortkoordinate des Hirschskeletts auf 2675440/1221720 (LV95) korrigiert werden.

GS-Nr. 860.
Ereignisnr. Archäologie: 819.131, 1215, 2312.
Inventarnr. Museum für Urgeschichte(n): 1215-1.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Renata Huber und Jochen Reinhard.
Kantonales Museum für Urgeschichte(n): Giacomo Pegurri.
^{14}C-Datierung: ETH Zürich (Irka Hajdas).
Literatur: Amt für Denkmalpflege und Archäologie, Archiv Josef Speck, Mappe 819.131 – Josef Speck, Spätglaziale und frühpostglaziale Überreste von Grosssäugetieren im Bereich des Reussgletschers (Kantone Luzern, Schwyz, Zug). Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 29, 1987, 291–314, besonders 309–310. – Nicole Reynaud Savioz, À propos d'un squelette partiel de cerf rouge *(Cervus elaphus)* de l'Atlantique ancien découvert dans le Lac Supérieur de Fully (Sorniot, commune de Fully, 2135 m alt.). Bulletin Murithienne 134, 2016 (2017), 35–46.

Steinhausen, Erlenweg 5: Sondierung und Aushubüberwachung

Im Herbst 2018 hat im Gewerbegebiet «Sumpf/Turm» im Süden von Steinhausen die Überbauung einer weiteren bislang als Grünland genutzten Parzelle begonnen; erstellt werden soll wiederum ein Bürogebäude. Der Bauperimeter liegt zwischen der Autobahn im Norden, der Zugerstrasse im Osten (die hier über die Autobahn geführt wird) und dem von der Sumpfstrasse abzweigenden Erlenweg im Süden. In seiner direkten Umgebung sind in den letzten Jahren bereits mehrere Bauvorhaben archäologisch begleitet worden: So konnten etwa 2016/17 an der Sumpfstrasse 18, keine hundert Meter westlich der Parzelle, aus einem frühbronzezeitlichen Verlandungstorf verschiedene bearbeitete wie unbearbeitete Hölzer geborgen werden. Diese bilden, zusammen mit mehreren Tausend weiteren Holzfunden von der 1999 entdeckten und nachfolgend ausgegrabenen Fundstelle «Chollerpark» etwa 200 m südwestlich des aktuellen Bauprojekts, eine bronzezeitliche Uferzone des Zugersees ab.

Die aus der Kenntnis der vorausgegangenen Massnahmen abgeleitete Einschätzung von Stratigrafie und Funderwartung liess sich im Juli 2017 mithilfe von fünf Sondageschnitten (Abb. 25) vollumfänglich bestätigen: Die in den Sondierungen angetroffene Schichtfolge ist identisch mit derjenigen der benachbarten Parzellen. Auch am Erlenweg 5 bilden graue, geschichtete Sande einer Deltaschüttung der Lorze den geologischen Untergrund. Ausweislich einer Serie von ^{14}C-Daten von der nahen Sumpfstrasse 18 dürfte das Sediment am Ende der letzten Eiszeit, um 12 000 v. Chr., abgelagert worden sein (vgl. den Kurzbericht zu «Steinhausen, Sumpfstrasse 18» in diesem Band). Die Schichten fallen leicht nach Südwesten, in Richtung der Steinhauser Bucht hin, ein. Der gegenüber der Sumpfstrasse 18 flachere Winkel und das weitgehende Fehlen von seekreidigen wie schluffigen Schichten und Lagen aus kleinteiligen botanischen Makroresten deutet darauf hin, dass sich der Bereich des Erlenwegs im alten Lorzendelta weiter landeinwärts befand, wo die Strömungsgeschwindigkeit des Wassers höher und damit der Eintrag der limnischen Sedimente des Zugersees in das Delta geringer war. Auf den Deltasanden wächst nach dem Trockenfallen des Areals ein Verlandungstorf auf, der – wie bereits im Osten der Parzelle Sumpfstrasse 18 – sehr stark abgebaut ist und streckenweise

Abb. 25 ***Steinhausen, Erlenweg 5.*** *Typische Stratigrafie im Stichprofil 2 im Osten des Bauperimeters. Im mit Grundwasser volllaufenden Schnitt ist nur noch die Oberkante der Deltasande erkennbar, auf der das dunkle Band der stark abgebauten Torfschicht aufliegt. Das Auelehmpaket darüber weist eine weitere organische Strate auf. Blick gegen Norden.*

kaum noch torfigen Charakter besitzt, sondern eher einem stark organisch angereicherten Auelehm ähnelt. Eingebettet in diese Schicht sind vereinzelt Holzreste, die jedoch so schlecht erhalten sind, dass ihre Form nicht mehr klar ansprechbar ist; soweit beurteilbar, handelt es sich um unbearbeitetes Schwemmholz. Der «Torf» wird wiederum überdeckt von einem rund 80 cm starken Paket aus Auelehmen – Überschwemmungssedimenten der Lorze –, das in der Schichtmitte eine deutlich organisch angereicherte Strate aufweist, die auch an der Sumpfstrasse 18 dokumentiert werden konnte. Vor allem im unteren Schichtdrittel finden sich vereinzelt Konzentrationen von offenbar lokal zusammengeschwemmten kleineren Holzkohlen; eine ^{14}C-Datierung einer dieser Konzentrationen aus der Schichtunterkante des Auelehms in der Südwestecke der projektierten Baugrube ergab ein Datum zwischen 1882 und 1701 v. Chr. (ETH-91632; vgl. Abb. 26). Diese Zeitstellung fällt in die frühe Bronzezeit und ist gut vereinbar mit den Datierungen von der Sumpfstrasse 18: Hier datiert der unter den Auelehmen liegende Verlandungstorf ebenfalls in die Frühbronzezeit, die Sedimentation der Auelehme selbst geschieht also offenbar ohne grosse zeitliche Lücke. Die Stratigrafie gegen oben schliesst der aktuelle, die Grasnarbe tragende Humus ab, der sich durch eine natürliche Bodenbildung aus den liegenden Auelehmen entwickelt hat.

Im Zentrum des Bauperimeters wurde in der Seitenwand von Sondage 5 ein senkrecht in den Deltasanden steckendes Holz (Abb. 27) gefunden, das sich als schlecht erhaltene, aber eindeutig spitz zugearbeitete radial gespaltene Bohle erwies, die auf Höhe des Verlandungstorfs nach Osten umgeknickt war. Es handelt sich – der heutigen Strassenbezeichnung vorgreifend – um Erlenholz. An dieser Stelle wies auch die Stratigrafie eine Anomalie auf: Die Schichtfolge ist hier nicht gestört oder durchschlagen, sondern sackt muldenförmig ab. Der Grund hierfür ist unklar, möglicherweise handelt es sich um eine mit den «normalen» Schichten ausgekleidete Fliessrinne o. ä. Eine ^{14}C-Datierung des Holzes ergab ein wohl noch in die frühe Eisenzeit fallendes Alter zwischen 742 und 408 v. Chr. (ETH-91633; vgl. Abb. 26).

Labor-Nr.	Material	^{14}C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (OxCal v4.3.2, IntCal13)
ETH-91632	Holzkohle (FK 7)	3476 ± 22	1882–1701 v. Chr.
ETH-91633	Holz (HolzNr. 1/FK 10)	2432 ± 21	742–408 v. Chr.

Abb. 26 ***Steinhausen, Erlenweg 5.*** *Ergebnisse der ^{14}C-Datierungen an einer Holzkohle aus der Unterkante des Auelehmpakets und dem einzigen Holz, einer Spaltbohle aus Erle aus Sondage 5.*

Abb. 27 ***Steinhausen, Erlenweg 5.*** *Eisenzeitlicher Erlenholzpfahl aus Sondage 5 in der Mitte des Bauperimeters* in situ. *Bei dem nach rechts laufenden Holz auf Höhe der Torfschicht handelt es sich um eine rezente Wurzel. Blick gegen Ostnordost.*

Abb. 28 ***Steinhausen, Erlenweg 5.*** *Hisham Zbair begleitet das Abschälen der Torfschicht im Bereich des eisenzeitlichen Pfahles. Blick gegen Nordosten, im Hintergrund die Autobahn und die Überführung der Zugerstrasse.*

Bei der archäologischen Begleitung des Baugrubenaushubs (Abb. 28) konnten trotz sorgfältiger Beobachtung grösserer Flächen keine weiteren Pfähle mehr gefasst werden. Alle vertikalen Hölzer erwiesen sich beim Nachgraben als moderne Wurzeln. Die Funktion des Einzelpfahls im sumpfigen Gelände muss derzeit offenbleiben. Eine eisenzeitliche bis frühmittelalterliche Nutzung des Seerands und der Lorzeaue in diesem Gebiet ist allerdings nicht ungewöhnlich: Immer wieder lassen sich hier einzelne Pfähle und Pfahlgruppen oder -reihen feststellen, so z. B. im Chollerpark, wo sie als Zeugnis der Fischerei interpretiert werden – auch abseits eigentlicher Siedlungen, in vermeintlich «ungünstigen» Lagen, wird die Landschaft durch die Zeiten intensiv genutzt.

GS-Nr. 1630.
Ereignisnr. Archäologie: 2303.1 und 2303.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard und Gishan Schaeren.
^{14}C-Datierungen: ETH Zürich (Irka Hajdas).
Holzartbestimmung: Labor für quartäre Hölzer, Langnau am Albis (Werner H. Schoch).
Literatur: Beat Eberschweiler, Bronzezeitliches Schwemmgut vom «Chollerpark» in Steinhausen (Kanton Zug). Basel 2004 (Antiqua 37). – Jochen Reinhard, Frühbronzezeitliches Holz im Sumpf. Tugium 34, 2018, 16–17. – Jochen Reinhard, Frühbronzezeitliche Hölzer im «Sumpf». Schweizer BauJournal 5/2018, 33.

Steinhausen, Schlossbergstrasse 8/10 und 12/14: Aushubbegleitung

In Steinhausen wurden mit den Grundstücken Nr. 1253 und 1254 die letzten Bauparzellen auf der Anhöhe des Schlossbergs überbaut. Zusätzlich zu den Bauparzellen wurde angrenzend an den Schlossbergweg auf GS-Nr. 1243 eine Fläche von etwas über 900 m² abhumusiert, um Platz für ein Aushubdepot zu schaffen. Da erfahrungsgemäss auch in diesem Teil des Schlossbergs mit archäologischen Funden zu rechnen war, nahm das Amt für Denkmalpflege und Archäologie an den geologischen Sondierungen teil, suchte die abhumusierten Bauflächen nach Funden ab und überwachte im Anschluss daran den Aushub der Baugruben. Bereits auf der Nachbarparzelle GS-Nr. 1239 im Osten war man im Winter 2013 während der Überwachung eines Bauprojekts auf reichlich Keramik- und Metallfunde gestossen (Ereignis-Nr. 2005). Dieser Fundreichtum setzte sich nun auch auf den westlich angrenzenden Bauflächen, d. h. auf GS-Nr. 1253 und 1254, fort, wobei die Dichte an Funden nach Norden und Westen hin abnahm. Dies war vor allem bei den Dachziegeln augenfällig, die deutlich weniger dicht streuten und zudem stärker fragmentiert waren.

Ein fundleerer Streifen direkt unterhalb des Schlossbergweges ist hingegen auf den Bauablauf zurückzuführen. Denn auf GS-Nr. 1253 deckte der aktuelle Humus in diesem Bereich eine steinige Planie mit viel Ziegelabbruch und modernen Backsteinbruchstücken ab, die vom Bagger liegen gelassen und erst mit dem Aushub abgetragen wurde, gleichzeitig mit der darunterliegenden fundführenden Schicht. Dieses Vorgehen erschwerte die Suche nach Fundmaterial und führte zweifellos zu einem Verlust an Funden. Vor allem Metallfunde fielen im Laufe der Suche in grosser Zahl an. Sie scheinen den gesamten Zeitraum der letzten 2000 Jahre abzudecken. Das Nebeneinander von modernen Holzschrauben, Musketenkugeln aus Blei, mittelalterlichen Gürtelbestandteilen und mehreren römischen Münzen in derselben Schicht belegt, dass das Gelände unter den Pflug genommen worden war und sich der Oberboden im Laufe der Jahrhunderte durchmischte. Im Vergleich dazu gehörten sämtliche Geschirrkeramik- und Glasfunde dem Spätmittelalter oder der Neuzeit an. Unter dieser Fundschicht trat vor allem am nördlichen Ende der

Bauflächen eine dunkle steinige Erdschicht auf, die einige prähistorische Keramikscherben in sich barg. Die Schicht wies am Fuss des abfallenden Geländes ihre grösste Mächtigkeit auf und dünnte hangaufwärts aus. Eigentliche Siedlungsstrukturen kamen aber auch hier nicht zum Vorschein.

GS-Nr. 1253, 1254, 1243.
Ereignisnr. Archäologie: 2279.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber und Gishan Schaeren.

Steinhausen, Sumpfstrasse 18: ^{14}C-Datierungen und Holzartenbestimmung

Das Bauprojekt an der Sumpfstrasse 18 in Steinhausen wurde bereits im Tugium 34/2018 auf den Seiten 16–17 ausführlich vorgestellt, der Fokus lag dabei auf dem oberen Teil der Stratigrafie. Dieser besteht aus einem frühbronzezeitlichen Verlandungstorf mit darin eingelagerten bearbeiteten wie unbearbeiteten Hölzern, darüber liegen jüngere Auelehme. Herausragender Fund ist das Heckbrett eines Einbaums aus der Zeit um 1950 v. Chr.

Inzwischen liegen auch für den unteren Teil der Stratigrafie ^{14}C-Datierungen vor. Diese besteht aus einem mächtigen, aus hellgrauen Sanden gebildeten Schichtpaket, dessen Unterkante unter die Baugrubensohle reicht (Abb. 29). Es handelt sich um das Deltaschüttungssediment eines alten Lorzelaufs, der hier – bei deutlich höherem Seespiegel als heute – in den prähistorischen Zugersee mündete und ein Flussdelta bildete. Durch den abrupten Abfall der Strömungsgeschwindigkeit beim Einmünden des Fliesswassers in das Stillwasser des Sees fallen die Sedimente in der Flussfracht aus und lagern sich fein geschichtet auf dem geneigten Seegrund ab. Demzufolge fallen auch die Schichten in der Sumpfstrasse 18 als sogenannte *foreset beds* steil nach Südwesten, gegen den alten See hin, ein. Nur vereinzelt sind in den Sanden auch schluffig-seekreidige, von grösserem Seeeinfluss zeugende Straten eingeschaltet, deutlich häufiger sind millimeterdünne Lagen aus kleinteiligen botanischen Makroresten. Aus diesen wurden zahlreiche Proben entnommen, von denen bislang fünf im Vorgriff auf ein internes Projekt zu Genese und Geschichte des Lorzedeltas ^{14}C-datiert werden konnten (Abb. 30). Alle fünf Proben stammen aus dem südwestlichen Viertel des Bauperimeters, vier der Proben (ETH-93759 bis ETH-93762) aus nur 70 cm Schichthöhe aus Stichprofil 15 (Abb. 31). Mit der kleinräumig hohen Probendichte sollten Hinweise auf die Sedimentationsgeschwindigkeit im Delta gewonnen werden. Übereinstimmend zeigen alle der datierten Proben ein sehr einheitliches Alter: Die Datierungsspannen der vier Proben aus Stichprofil 15 überlappen sich dabei sogar so stark, dass sie statistisch nicht auseinanderzuhalten sind – ein Hinweis auf eine sehr schnelle Ablagerung der Deltasande. Das fünfte Datum (ETH-91642) ist erwartungsgemäss etwas jünger, es stammt aus auch stratigrafisch jüngeren, weiter südwestlich gelegenen Schichtteilen der Deltasande. Insgesamt sind die Daten deutlich älter als der frühbronzezeitliche, «nur» knapp 4000-jährige Torf. Sie fallen in den Zeitraum zwischen 12 167 und 10 977 v. Chr. und stellen die Deltasedimente damit in die ausgehende letzte Eiszeit, ins entwickelte Bølling und ins Allerød. Zwischen Deltasand und Verlandungstorf klafft also eine 7500 Jahre lange Schichtlücke.

Aus den Deltasedimenten konnten während der Aushubbegleitung insgesamt sieben unbearbeitete Hölzer geborgen werden; es handelt sich um drei Erlen, eine Pappel, eine Esche und eine Birke sowie ein bislang nicht bestimmtes weiteres Holz. Bei keinem der Hölzer ergaben sich Hinweise darauf, dass es sich um Wurzelholz handeln könnte. Aus der

Abb. 29 ***Steinhausen, Sumpfstrasse 18.*** *Nordwestecke der Baugrube. Unter Auelehmpaket und frühbronzezeitlichem Verlandungstorf sind die massiven, schräg gegen Südwesten einfallenden Deltasedimente aufgeschlossen. Blick gegen Nordwesten, hinter dem orangen Absperrzaun führt die Autobahn nördlich am Bauperimeter vorbei.*

Labor-Nr.	Material	^{14}C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (OxCal v4.3.2)
ETH-91642	Botanische Makroreste (FK 112)	11 128 ± 25 BP	11 140–10 977 v. Chr.
ETH-93759	Botanische Makroreste (FK 77)	12 088 ± 35 BP	12 136–11 838 v. Chr.
ETH-93760	Botanische Makroreste (FK 79)	12 074 ± 33 BP	12 112–11 830 v. Chr.
ETH-93761	Botanische Makroreste (FK 80)	12 113 ± 32 BP	12 167–11 178 v. Chr.
ETH-93762	Botanische Makroreste (FK 82)	12 097 ± 33 BP	12 151–11 856 v. Chr.
ETH-95143	Holz (HolzNr. 2/FK 113)	2196 ± 22 BP	360–196 v. Chr.

Abb. 30 ***Steinhausen, Sumpfstrasse 18.*** *Ergebnisse der ^{14}C-Datierungen aus den basalen Deltaschüttungssedimenten. Die Makrorestproben sind in ihrer stratigrafischen Abfolge sortiert. Mittig die vier kleinräumig entnommenen Proben aus Stichprofil 15 (vgl. Abbildung 31).*

Abb. 31 ***Steinhausen, Sumpfstrasse 18.*** *Stichprofil 15 in einem zunächst stehen gebliebenen Sedimentblock im Südwesten des Bauperimeters mit den bereits verpackten ^{14}C-Proben, die datierten Proben sind markiert. Die weissen Kistchen daneben sind zusätzliche Proben für Sedimentanalysen, ein Sonnenschirm schützt gegen vereinzelte Schneeflocken. Blick gegen Nordwesten.*

Holzartenbestimmung ergibt sich eine deutliche Diskrepanz zu den Makrorest-^{14}C-Datierungen: Mit Ausnahme der Birke fehlen alle genannten Holzarten im Spätglazial, sie wandern erst im Holozän wieder ins Zugerland ein. Die ^{14}C-Datierung an einer der Erlen, geborgen ganz im Norden des Bauareals, keine 5 m von der Autobahn entfernt, bestätigt diese Diskrepanz: Das ^{14}C-Datum fällt in die Eisenzeit und ist damit sogar jünger als die die Deltasande überdeckende Torfschicht; es muss sich somit um einen jüngeren Eintrag handeln. Für die Masse der Hölzer lässt sich Ähnliches wahrscheinlich machen – zum Teil durchstossen sie den Torf, teilweise sind auch Spültrichter erhalten. Lediglich bei den beiden liegend in der Schichtstruktur einsedimentierten Hölzern, der Birke und dem unbestimmten Holz, ist eine ungestörte Lage und somit eine späteiszeitliche Zeitstellung zu vermuten.

GS-Nr. 974.
Ereignisnr. Archäologie: 2209.02.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard und Gishan Schaeren.
^{14}C-Datierungen: ETH Zürich (Irka Hajdas).
Holzartenbestimmung: Labor für quartäre Hölzer, Langnau am Albis (Werner H. Schoch).
Literatur: Jochen Reinhard, Frühbronzezeitliche Hölzer im Sumpf. Schweizer Baujournal 83/5, 2018, 33. – Jochen Reinhard, Renata Huber, Dorothée Drucker und Werner Müller, Von Irrtümern, Übersehenem und moderner Analytik. Neue Erkenntnisse zu den spätglazialen Elchknochen von Zug-Gartenstadt. Tugium 35, 2019, 129–138. – Michael Wehrli, Umwelt und Mensch im Zuger Berggebiet seit dem Abschmelzen des Gletschereises vor 17 000 Jahren. Ergebnisse pollenanalytischer Untersuchungen im Egelsee bei Menzingen. Tugium 21, 2005, 97–113. – JbAS 101, 2018, 251. – Tugium 34, 2018, 16–17.

Unterägeri, Zugerstrasse 13, ehemaliges Hotel Post: ^{14}C-Datierungen und Hinweise zum Spiegel des Ägerisees

Bei Aushubarbeiten an der Zugerstrasse 13 in Unterägeri wurden im August 1994 in unmittelbarer Nähe der Lorze in der Nordostecke der Baugrube zwei Torfschichten entdeckt und dokumentiert, von denen die obere unbearbeitete liegende Hölzer enthielt (Abb. 32). Im südwestlichen Bereich der Baugrube wurde eine Bachverbauung, bestehend aus einer Pfahlreihe und dahinter gelegten Rundhölzern, festgestellt (Abb. 33). Weil datierendes Fundmaterial fehlte, wurde eine dendrochronologische Analyse an acht der geborgenen Hölzer vorgenommen. Da keine lokalen Mittelkurven gebildet werden konnten, schlug das Labor einige unsichere dendrochronologische Korrelationsmöglichkeiten von Einzelhölzern vor. Im Bericht wurden damals die einzelnen Korrelationen mit Standardkurven als B-Datierungen ausgewiesen, was nach heutigem Standard nicht mehr nachvollzogen werden kann. Eine dieser Korrelationsmöglichkeiten mit möglichem Endjahr im 8. Jahrhundert v. Chr. wurde damals im Tugium und in der lokalen Presse als Datierung der liegenden Hölzer (aus der oberen Torfschicht) publiziert, die Bachverbauung wurde als stratigrafisch jünger bezeichnet. Zwei konventionelle ^{14}C-Datierungen (B-6372 und B-6373, Abb. 34) wurden bereits 1996 an dem hallstattzeitlich vermuteten Holz, einer Rottanne mit 99 Jahrringen, unternommen. Da die Resultate mit Ende 5./Anfang 4. Jahrtausend v. Chr. überraschend alt waren, wollte man zunächst weitere Abklärungen treffen, was jedoch aufgrund anderer Projekte in den Hintergrund rückte. Im Rahmen der Sichtung sämtlicher archäologischer Fundstellen des Kantons Zug im Jahr 2012 wurde dasselbe Holz bzw. dessen Jahrringe 95–99 sowie einer der Pfähle der Bachverbauung, ebenfalls eine Rottanne, die insgesamt 38 Jahrringe aufweist, für erneute, jetzt in der genaueren AMS-Technik mögliche ^{14}C-Analysen beprobt (ETH-45205 und ETH-45206, vgl. Abb. 34). Diese ergaben für das liegende Holz wiederum eine Datierung in den Zeitraum um 4000 v. Chr., für den Pfahl der Bachverbauung jedoch ein Datum aus der römischen Epoche. Der vermutete dendrochronologische Datierungsansatz dürfte damit unzutreffend sein.

Abb. 32 ***Unterägeri, Zugerstrasse 13, ehemaliges Hotel Post.*** *Nordostecke der Baugrube. In der oberen der zwei Torfschichten ist der Baumstamm zu sehen, der ans Ende des 5.bzw. den Anfang des 4. Jahrtausends v. Chr. datiert werden konnte.*

Abb. 33 ***Unterägeri, Zugerstrasse 13, ehemaliges Hotel Post.*** *Südwestlicher Bereich der Baugrube mit der Bachverbauung aus römischer Zeit.*

Die Bildung der oberen Torfschicht auf rund 724 m ü. M. (oberste gemessene Kote 724.30 m ü. M.) dürfte damit in die Zeit um 4000 v. Chr. fallen. Da die enthaltenen Hölzer keine sichtbaren Bearbeitungsspuren aufwiesen und in der Schicht auch sonst keine menschlichen Aktivitäten festgestellt werden konnten, handelt es sich vermutlich um das natürliche Verlandungssediment eines stehenden Gewässers, entweder des Ägerisees oder eines von der Lorze abgetrennten Altarms. Die darunterliegende, durch eine limnische oder fluviatile Sandschicht vom oberen Torf getrennte untere Torfschicht (auf rund 723.50 m ü. M.) ist nicht datiert. Wiederum darunter liegt ein grünlicher Ton (unter 723.44 m ü. M.), der laut der geologischen Baugrunduntersuchung des Büros Vollenweider vom 20. Februar 1992 den warmzeitlichen Seeablagerungen zugerechnet werden kann, die wiederum eiszeitliche Seeablagerungen überlagern. Da über den beiden Torfen nur Auelehme folgen, also keine massiven Deckschichten vorhanden sind, die zu grossen Setzungen hätten führen können, sehen wir keine Evidenzen für einen Ägeriseespiegel, der nach 4000 v. Chr. noch wesentlich höher als 724.30 m ü. M. lag. Selbst wenn für die Torfschichten von einer Bildung in einem Altarm ausgegangen wird, ist ein Seespiegel über 730 m ü. M., wie er auch schon postuliert wurde, kaum denkbar.

Die stratigrafische Situation im südwestlichen, also flussseitig gelegenen Baugrubenaufschluss ist recht komplex. Innerhalb der Flussablagerungen haben sich mehrere leicht verschobene Altarme eingetieft, wovon der jüngste beobachtete durch die darin enthaltene Uferverbauung in römische Zeit datiert. Durch die Höhenlage der römischen Bachverbauung (zwischen 723.15 und 723.85 m ü. M.) lässt sich postulieren, dass der römische Seespiegel kaum wesentlich über 723.85 m ü. M. gelegen haben dürfte. Zusammen mit dem Befund vom Ägeriried (s. S. 40) ist die Bachverbauung ein weiteres Indiz für die Nutzung des Zuger Berggebiets in römischer Zeit, wie sie bereits durch einzelne Münzfunde sowie die Ergebnisse der Pollenanalyse im Egelsee bei Menzingen nahegelegt wurde.

GS-Nr. 644.
Ereignisnr. Archäologie: 514.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Eda Gross, Renata Huber und Gishan Schaeren.

Holz-Nr.	Dendro-Nr.	Befund	Labor-Nr. ^{14}C	^{14}C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (OxCal v4.3.2, IntCal13)	Bemerkung
3	48626	Liegendes Holz in Torf	B-6372	5180 ± 40 BP	4218–3813 v. Chr.	Analyse 1996
3	48626	Liegendes Holz in Torf	B-6373	5330 ± 30 BP	4255–4050 v. Chr.	Analyse 1996
3	648626	Liegendes Holz in Torf	ETH-45205	5254 ± 22 BP	4227–3983 v. Chr.	Jahrring 95-99, Analyse 2012
16	648633	Pfahl aus Bachverbauung	ETH-45206	1864 ± 20 BP	82–220 n. Chr.	Jahrring 34-38, Analyse 2012

Abb. 34 ***Unterägeri, Zugerstrasse 13, ehemaliges Hotel Post.*** *Ergebnisse der ^{14}C-Datierungen.*

^{14}C-Datierung: Universität Bern und ETH Zürich (Dominik Güttler).
Dendrochronologie: Stadt Zürich, Amt für Städtebau (Trivun Sormaz).
Literatur: Markus Egli, Max Maisch, Ross Purves, Arzu Çöltekin und Christian Hilbich, Multi-methodological reconstruction of the lake level at Morgarten in the context of the history of the Swiss Confederation. The Holocene 25/11, 2015, 1727–1741. – Markus Egli, Max Maisch, Arzu Çöltekin und Ross Purves (Hg.), Mythos Morgarten aus geographischer Sicht. Geomorphologische, bodenkundliche und archäologische Spurensuche im ehemaligen Schlachtgebiet von 1315. Zürich 2015 (Schriftenreihe Physische Geographie 66), besonders 84–92. – Philippe Della Casa, Die römischen Fundmünzen aus dem Kanton Zug. Tugium 8, 1992, 92–110. – Michael Wehrli, Adriano Boschetti-Maradi und Stefan Hochuli, Umwelt und Mensch im Zuger Berggebiet seit dem Abschmelzen des Gletschereises vor 17000 Jahren. Ergebnisse pollenanalytischer Untersuchungen im Egelsee bei Menzingen. Tugium 21, 2005, 97–113, besonders 109. – Tugium 11, 1995, 33f.

Zug, Chamer Fussweg 17: Aushubbegleitung

Am Chamer Fussweg 17 in Zug wurde ein bestehendes Zweifamilienhaus einer umfassenden Sanierung unterzogen. Das im Heimatstil errichtete Wohnhaus und die dazugehörende Werkstatt stammen aus dem Jahr 1927 und haben bis heute ihr historisches Erscheinungsbild bewahrt. Abgesehen von kleineren Eingriffen im Zusammenhang mit der Erneuerung bestehender Leitungen und Schächte erfolgte lediglich im Bereich des Vorplatzes ein grösserer Bodeneingriff. Hier entstand ein zusätzlicher Kellerraum. Die Nähe zu archäologischen Fundstellen veranlasste das Amt für Denkmalpflege und Archäologie, den Aushub der hierfür nötigen ca. 10 × 10 m grossen Baugrube zu begleiten. In einigen bauseits erstellten Sondierungen zur Ortung der bestehenden Leitungen stellte sich heraus, dass sich der aktuelle Oberboden aus Erdschichten und Planien zusammengesetzte, die aufgrund der darin enthaltenen Baukeramik (Ziegel, Fliesen) kaum älter sind als die Liegenschaft mit Baujahr 1927. Dies scheint durch historische Karten gestützt zu werden, auf denen das Ufergelände zwischen der Mündung des Letzibaches und dem heutigen Strandbad Zug bis 1927 unbewohnt geblieben war. In den Bodenaufschlüssen deckte eine stark humose Erdschicht mit modernen Funden jeweils sterilen Schwemmsand ab. Dieser bildete den oberen Abschluss eines mächtigen Pakets aus sandigen und siltigen Deltaschüttungen, welche bis an den Grund der Baugrube für den Kellerraum reichten. Mit Holz- und weiterem Pflanzenmaterial angereicherte Siltbänder von wenigen Millimetern bis einigen Zentimetern Dicke durchzogen die Deltasedimente mit mässig starkem Gefälle in Richtung See (Abb. 35).

Drei der Bänder fielen durch ihre Mächtigkeit von 4–7 cm besonders auf. Sie setzten sich aus mehreren organischen Lagen zusammen, die voneinander durch hauchdünne Sandlinsen getrennt waren. Die organischen Lagen bestanden vollständig aus pflanzlichen Resten (u. a. Eicheln und Haselnussschalen) und kleinteiligem Schwemmholz (Stücke von Ästchen, Zweigen und Rinde). In der untersten dieser Schichten hatten sich Lagen von Blättern (Buche?) erhalten. Die ^{14}C-Analyse eines Zweigs aus dieser Schicht hat ein mesolithisches Datum ergeben (Probennr. ETH-91643, 7854 ± 23 BP bzw. 6766–6637 v. Chr. [2σ-Bereich; kalibriert mit OxCal v4.3.2 und IntCal13]), was einen wichtigen Hinweis auf die Entstehung der Landschaft zwischen Zug und Cham durch Deltaschüttungen der Lorze gibt; ganz offensichtlich reichte zumindest ein Arm des Deltas schon in dieser Zeit bis nahe an das heutige Seeufer und schüttete bei einer heutigen Höhenlage der Befunde zwischen 413 und 414 m ü. M. bereits in einen Zugersee mit einem Seespiegel um 416 m ü. M. Archäologische Funde wurden keine gemacht.

GS-Nr. 183.
Ereignisnr. Archäologie: 2294.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber und Gishan Schaeren.
^{14}C-Datierung: ETH Zürich (Irka Hajdas).

Abb. 35 ***Zug, Chamer Fussweg 17.*** *Profilrest innerhalb der Spundwand. Die organisch gebänderten hellen und dunklen Deltaschüttungen zeichnen sich an der Aushubkante gut erkennbar ab.*

Abb. 36 ***Zug, Frauensteinmatt 6.*** *Undatierter Viertel-Patagon der Grafschaft Flandern (Spanische Niederlande), geprägt in der Regierungszeit von Albrecht VII., Erzherzog von Österreich, und seiner Frau Isabella von Spanien. Fnr. 2320-1.1.*

Zug, Frauensteinmatt 6: Lesefund

Im vergangenen Sommer fand Frau Sandra Brogle einen undatierten Viertel-Patagon der Grafschaft Flandern in ihrem Garten in der Frauensteinmatt in Zug (Abb. 36). Zur Prägezeit der Münze gehörte Flandern zu den Spanischen Niederlanden, die von den Statthaltern Albrecht (Albert) VII., Erzherzog von Österreich, und seiner Frau Isabella von Spanien von 1598 bis 1621 (Tod des Erzherzogs) gemeinschaftlich regiert wurde. Der Patagon, nach dem Münzbild der Vorderseite auch Kreuztaler oder nach dem Erzherzog auch Albertustaler genannt, wurde vom Statthalterehepaar im Zuge der Errichtung eines neuen Währungssystems im Jahre 1612 eingeführt. Das vorliegende Fundstück stammt aus der Münzstätte Brügge und lässt sich in die Zeit zwischen 1612 und 1621 datieren.

Bis zum Ende der spanischen Herrschaft wurde der Patagon in grossen Mengen herausgegeben. Als Prägemetall diente das aus den überseeischen Gebieten eingeführte Silber. Im Ostseeraum erlangte die Silbermünze im 17. Jahrhundert die Bedeutung einer Haupthandelsmünze; im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert wurde sie von verschiedenen Staaten nachgeahmt. Auf seiner Vorderseite führen der Patagon und seine Teilstücke ein Andreaskreuz auf, das mit einem Feuereisen belegt ist. Von diesem hängt das Ordenskleinod des Ordens vom Goldenen Vlies herunter als Symbol für den Orden. In den Winkeln des Kreuzes finden sich oben eine Krone und in der Mitte die gekrönten Monogramme des Herrscherpaars (in der Umschrift werden die Namen Albrecht mit Albertus und Isabella mit Elisabeth, der deutschen Form ihres Namens, wiedergegeben). Auf der Rückseite ist das gekrönte, von der Collane vom Goldenen Vlies umrahmte Wappen des Herrscherpaars zu sehen. Da die Münze aus aufgeschüttetem Erdmaterial stammt, dürfte es sich bei ihr um ein sekundär verlagertes Fundstück handeln.

GS-Nr. 4822.
Ereignisnr. Archäologie: 2320.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Armin Thürig.
Inventar der Fundmünzen der Schweiz: Stephen Doswald.

Zug, Gartenstadtstrasse: naturwissenschaftliche Untersuchungen

1995 konnte der Grabungstechniker Johannes Weiss bei Kanalisationsarbeiten an der Gartenstadtstrasse im Westen der Stadt Zug den Schichtaufbau bis in fast 3 m Tiefe unter Terrain beobachten und dokumentieren. Zudem konnte er mithilfe der Bauarbeiter an drei verschiedenen Stellen jeweils ein Holz aus tiefliegenden, teils siltig-lehmigen Schichten mit organischem Material, teils sandig-siltigen bis kiesigen Sedimenten bergen. Diese drei Hölzer kamen aufgrund ihrer Nähe zur Fundstelle der Elchknochen von Zug-Gartenstadt im vergangenen Jahr wieder in den Fokus des Amts für Denkmalpflege und Archäologie. ^{14}C-Datierungen und Holzartenbestimmungen (Abb. 37) zeigen, dass es sich um spätglaziale und frühholozäne Waldföhren *(Pinus sylvestris)* handelt, die hier in mutmassliche Deltaschüttungen der Lorze eingelagert wurden. Zusammen mit den bereits früher als spätglazial und frühholozän erkannten Föhrenfunden von Zug-Theilerstrasse, Baar-Neufeld und Hünenberg-Wildenbach liegt jetzt ein ganzes Ensemble dieser Zeitstellung vor, das wichtige Hinweise auf den Naturraum in dieser Zeit gibt.

GS-Nr. 331.
Ereignisnr. Archäologie: 607.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Renata Huber, Gishan Schaeren und Johannes Weiss.
Holzartenbestimmung: Labor für quartäre Hölzer, Langnau am Albis (Werner Schoch).
^{14}C-Datierung: ETH Zürich (Irka Hajdas).
Literatur: Renata Huber, Hünenberg-Wildenbach. Die älteste Pfahlbausiedlung im Kanton Zug. Tugium 25, 2009, 120–125. – Jochen Reinhard, Renata Huber, Dorothée Drucker und Werner Müller, Von Irrtümern, Übersehenem und moderner Analytik. Neue Erkenntnisse zu den spätglazialen Elchknochen von Zug-Gartenstadt. Tugium 35, 2019, 129–138. – Tugium 30, 2014, 25f.

Holz-Nr. (FK-Nr.)	Lage gemäss Grabungsdokumentation	Holzart	Labor-Nr.	^{14}C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (OxCal v4.3.2, IntCal 13)
Holz 1 (FK 4)	In Schwemmschicht, abwechselnd organisches Material und siltig-lehmige Schichten (Höhe ca. 419.70 m ü. M.)	*Pinus sylvestris*	ETH-91915	11031 ± 27 BP	11055–10840 v. Chr.
Holz 2 (FK 5)	In Kies (Höhe ca. 419.30 m ü. M.)	*Pinus sylvestris*	ETH-91916	9702 ± 25 BP	9255–9148 v. Chr.
Holz 3 (FK 6)	In geschichteter Silt-Schicht mit organischen Resten (Höhe ca. 419.70 m ü. M.)	*Pinus sylvestris*	ETH-91917	11045 ± 27 BP	11065–10850 v. Chr.

Abb. 37 ***Zug, Gartenstadtstrasse.*** *Ergebnisse der Holzarten- und ^{14}C-Analysen der 1995 geborgenen Hölzer.*

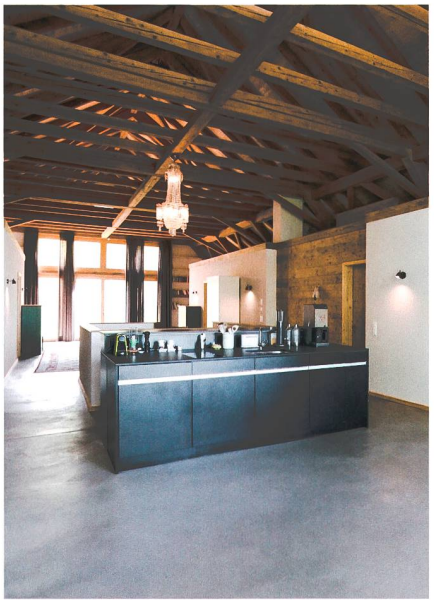


Abb. 38 ***Zug, Gimenenweg 18, Stallscheune.*** *Ansicht von Nordwesten und Blick in das obere Wohngeschoss..*

Zug, Gimenenweg 18, Stallscheune: Umbau und Umnutzung zu Wohnzwecken

In der denkmalgeschützten Stallscheune des Hofs Gimenen in Zug (Abb. 38) wird seit Sommer 2018 gewohnt. Der Umbau von der Scheune zu einem Wohnraum ist nach rund vier Jahren Planung und Ausführung fertig geworden. Gebaut wurde der Hof um 1896–1911 von Josef Stocklin. Zu diesem Zeitpunkt wechselte die traditionelle Bauweise zu einer auf wissenschaftliche Landwirtschaftskonzepte abgestützten Bauweise. Dazu zählen zum Beispiel bei der Scheune das Längsstallprinzip oder eine hygienische Stallausstattung. Durch die hangseitige Hocheinfahrt konnte das «gravitative» Prinzip aus den topografischen Gegebenheiten ausgenutzt werden. Die stützenfreie Zangenbinder-Dachkonstruktion ermöglichte einen freien Zugang von der hangseitigen Einfahrt zu den Heuabwürfen. Die heubeladenen Fuhrwerke konnten über die Hocheinfahrt bis zur seeseitigen Giebelseite einfahren. Damit das Heu und Stroh möglichst tief im Raum abgeladen werden konnten, musste die Deichsel des ausgespannten Fuhrwerks durch eine Öffnung in der Fassade gestossen werden. Die Ladung wurde hinuntergeworfen und konnte für die tägliche Fütterung einfach in die mittige Futtertenne geschoben werden. Im Erdgeschoss befanden sich im gemauerten Teil die Kühe. Diese waren durch die massive Bauweise des Stalls vor Wind und Wetter geschützt. Die Öffnungen des Stalls sind relativ klein und können durch Holzfensterläden geschlossen werden. Der ganze Rest ist aus Holz konstruiert, mit Ausnahme der kniehohen Sockel und der Sandsteinfundamente für die Holzpfosten, um die aufsteigende Feuchtigkeit zu bremsen. Eine differenziert geöffnete und dünne Holzverkleidung schützt den Heuboden vor Wind und Wetter und gewährleistet gleichzeitig eine gute Durchlüftung und Belichtung des Heuraums. Auch grosse Öffnungen prägen die Fassade einer Scheune, zum Beispiel die grosse Einfahrt im Erdgeschoss. Diese durchstösst die Breite der Scheune und ist nordseitig durch ein grosses Tor abschliessbar. Giebelseitig befindet sich im Erdgeschoss ebenfalls ein grosses Tor zur Futtertenne.

Das denkmalpflegerische Ziel war es, dass die Scheune auch nach dem Umbau immer noch als Scheune und nicht als Wohnhaus wahrgenommen wird. Die oben beschriebenen Elemente mussten strukturell und wenn möglich substanziell erhalten und ablesbar bleiben. Die Möglichkeiten sämtlicher bestehender Öffnungen mussten ausgeschöpft werden – ohne zusätzliche Dachlukarnen und Dachfenster. Es ist ausgesprochen aufwendig, Scheunen zu Wohnzwecken umzubauen. Im vorliegenden Fall war es ein entscheidender Vorteil, dass die Scheune von einer einzigen Familie bewohnt wird und nicht in mehrere Wohnungen unterteilt wurde. So konnten die hohen und luftigen Räume im Dachraum beibehalten werden und bleiben in ihrer imposanten Grösse erfahrbar. Belichtet wird über die verglasten giebelseitigen Toröffnungen und die verglasten Lüftungsöffnungen. Im Wohngeschoss entsteht durch diese Lichteinlässe eine ähnlich gefilterte Lichtsituation. Unter dem Vordach bot sich auf der südlichen Traufseite eine bereits bestehende laubenartige Situation an, diese als Laube nutzbar zu machen. Der Hauptzugang bleibt die Hofeinfahrt, und eine neue Treppe führt in das Wohngeschoss. Im Erdgeschoss befinden sich im ehemaligen Stall das Büro und Archiv und in der Futtertenne genügend Raum für Anlässe mit zahlreichen Besuchern, etwa Lesungen oder Weindegustationen – der Bauherr ist u. a. auch Weinbauer, die Trauben für den Wein werden direkt vom Hof gepflückt. Aus denkmalpflegerischer Sicht handelt es sich um eine gelungene Umnutzung. Trotz luftiger Räume fühlt man sich im Raum geschützt und geborgen, und insbesondere die charakteristischen Elemente einer Scheune sind noch klar erkenn- und ablesbar. Das Tragsystem konnte erhalten bleiben und hilft

mit, die zusätzlichen Lasten zu tragen. Auch substanziell konnten entscheidende Elemente erhalten bleiben, zum Beispiel die Fensterläden und die Stalltüren mit originalen Beschlägen. Die Patina des Holzes und des Mauerwerks ist geblieben. Die Fassadenbretter konnten grossenteils erhalten werden. Der Erhalt der originalen Patina war glücklicherweise auch der Wunsch der Besitzer – ein Glücksfall für das Denkmal.

GS-Nr. 4354, Ass.-Nr. 364b.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Architektur: Rolf Beerli, dipl. Architekt ETH HTL SIA, Beerli Architektur AG, Baar.

Zug, Kirchenstrasse 9, Bauhütte St. Oswald: Restaurierung und Umnutzung zum «Pfarreitreff»

Die ehemalige Bauhütte im Garten der Pfrundhäuser bei St. Oswald in Zug hat Seltenheitswert. In der Regel verschwinden solche Zweckgebäude nämlich nach beendeter Baumassnahme. Die Bauhütte von St. Oswald entstand Ende der 1920er Jahre in Zusammenhang mit der Aussensanierung und der Restaurierung der Skulpturen der Kirche St. Oswald. Hier wurden unter der Leitung von Steinmetz Giovanni Salvadè (1873–1945) Kopien der mittelalterlichen Steinskulpturen der Kirche angefertigt. Für einen temporär gedachten Zweckbau ist das Gebäude erstaunlich aufwendig konstruiert, und es scheint, dass man hier neben der Erfüllung einer funktionalen Aufgabe auch die traditionelle Zimmermannskunst vorführen wollte (Abb. 39). Die eingeschossige, rechteckige Bauhütte ist ein mit vertikalen Brettern verschalter Ständerbau, der ein Krüppelwalmdach mit beidseitigen Quergiebeln trägt. Der östliche Quergiebel enthält eine Aufzugsvorrichtung, der westliche erschliesst über eine aussenliegende, geschlossene Treppe das Dachgeschoss. An die Treppe ist ein Abort angebaut. Der südöstliche Teil enthält einen zur Kirche hin offenen Werkplatz, während der nordwestliche Teil eine geschlossene Werkstatt beherbergte. Besonders eindrücklich ist der Dachstuhl, da die Abrundung des Dachs um den Westgiebel durch ein aufgefächertes Gebälk erzeugt wird.

Aus dem damaligen Provisorium, welches ohne Baubewilligung gebaut wurde, ist mit der aktuellen Sanierung und Umnutzung ein «Pfarreitreff» geworden. Seit Längerem finden die Gottesdienste nämlich nicht mehr in der St.-Michaels-Kirche, sondern in der St.-Oswalds-Kirche statt. Da die Kirchgänger das Bedürfnis nach einem Treffpunkt haben, rückte die dringend sanierungsbedürftige und nahe gelegene Bauhütte in das Zentrum des Interesses. Aus denkmalpflegerischer Sicht ist diese Nutzung ideal, zumal damit auch der Innenhof mit den Pfrundgärten öffentlich zugänglich wird und die bescheidene Neugestaltung sich passend in die Umgebung einfügt. Der verwilderte Garten wurde durch eine schlichte Aussenraumgestaltung ersetzt, mit einem Kiesplatz in der Mitte und ein paar Obstbäumen und Spalierbäumen entlang der Mauer zum Bach. Die Umnutzung konnte ohne grosse Eingriffe im stützenfreien Erdgeschoss realisiert werden. Der Gemeinschaftsraum ist so gestaltet, dass die ganze Dimension der Bauhütte sichtbar bleibt, und nur das neue Küchenmöbel zoniert den Raum. Vorbildlich wurde ein grosser Bereich des Estrichs kalt belassen, damit die aufwendige Dachkonstruktion unangetastet bleibt und gut durchlüftet wird. Die Ort- und Traufbretter konnten auf diese Weise schlank bleiben, sodass die Aussenansicht nicht beeinträchtigt wird. Als Bilder eingebaut wurden zwei Fenster mit Glasmalereien, die einst für den Chor der St.-Oswalds-Kirche angefertigt worden waren. Auf ihnen sind der Erzengel Michael und die heilige Königin Elisabeth dargestellt. Die Kirche erhielt 1866 farbig gemalte Fenster des bekannten Zürcher Künstlers Johann Jakob Röttinger (1817–1877). 1935 wurde der heutige Hochaltar eingebaut und gleichzeitig die farbigen

Abb. 39 ***Zug, Kirchenstrasse 9, Bauhütte St. Oswald.*** *Ansicht von Nordwesten.*

Fenster im Chor ersetzt. Zwei der damals entfernten Fenster wurden von der Kunstglaserei Scholz AG Rümlang restauriert und schmücken nun den Innenraum der Bauhütte.

GS-Nr. 2675, Ass.-Nr. 2809a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Architekt: Hugo Sieber, dipl. Architekt ETH BSA SIA, Zug.
Landschaftsarchitekt: Benedikt Stähli Landschaftsarchitekt BSLA, Cham.

Zug, Oberwil, Tellenmattstrasse 35: Aushubbegleitung

Seit 1951 in Oberwil bei Kanalisationsarbeiten ein reich ausgestattetes Frauengrab aus der Eisenzeit entdeckt worden war, wird das Gebiet Tellenmatt bei Bauvorhaben archäologisch begleitet. So auch an der Tellenmattstrasse 35, wo im Frühjahr 2018 ein bestehendes Einfamilienhaus von 1953 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt worden ist. In den Baugrubenprofilen wurden durch die Bautätigkeit allerdings vor allem geologische Vorgänge aufgeschlossen. Über feinkörnigen Überschwemmungssedimenten und Gesteinsablagerungen fand sich ein mächtiges Paket aus steiniger Erde, welches stellenweise bis 2 m mächtig war. Da sich in diesem Erdpaket keine eigentliche Schichtung erkennen liess und das darin eingelagerte Gestein oftmals auch hochkantig oder schräg im Erdreich steckte, könnte dessen Ablagerung auf Hangrutschungen zurückzuführen sein. Ereignisse dieser Art kamen am steilen seeseitigen Abhang des Zugerbergs nach dem Rückzug der Gletscher besonders häufig vor. Dass sich die Rutschungen an der Tellenmattstrasse 35 aber nicht bloss auf die Zeit nach dem Abschmelzen der Gletscher beschränkten, belegt die Tatsache, dass in den Ablagerungen ganz vereinzelt stark verwitterte und höchstens fingernagelgrosse Keramikscherben aus prähistorischer Zeit vorkamen. Ebenfalls von der Baugrube angeschnittene Zeugnisse einer von der Natur geformten Landschaft waren ein natürlicher, von Hangrutschungen überdeckter Geländeeinschnitt und ein mit grobem Geröll und Sand verfüllter alter Bachlauf, der den Bauplatz von Südost nach Nordwest querte und als Vorgänger des heutigen Brunnenbachs betrachtet werden darf.

GS-Nr. 2661.
Ereignisnr. Archäologie: 2291.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber, Gishan Schaeren.
Literatur: John F. Ammann, Entstehung und Sicherheitsaspekte des Zuger Seeufers. ZNbl. 1987, 47–63, besonders 52, Abb. 6.

Zug, Postplatz/St.-Antons-Gasse: Aushubüberwachung/Ausgrabung

Der Ersatz von Werkleitungen und die Neugestaltung im Bereich des oberen Postplatzes und der St.-Antons-Gasse führten im Sommer 2018 zu verschiedenen archäologischen Einsätzen. Im Zentrum des Interesses stand der 1842 abgebrochene Geissweidturm. Dieser und die weiteren Bestandteile der Stadtbefestigung wie die Stadtmauer und der vorgelagerte Graben mit Grabengegenmauer entstanden als Teile der äusseren Stadtbefestigung zwischen 1478 und 1528. Reste des Turms und der anschliessenden Stadtmauer wurden bereits 1987, 1990 und 2012 in Leitungsgräben angetroffen und dokumentiert. Als weiteres Puzzlestück ergänzen die neusten Aufschlüsse die älteren Befunde (Abb. 40). Aufgrund verschiedener Bodeneingriffe der letzten 170 Jahre sind die Fundamente des Turms und der Stadtmauer nur noch bruchstückhaft erhalten. Weil ausserdem die archäologischen Arbeiten baubegleitend stattfanden, blieben die Einblicke auf die Bereiche und Tiefe der Leitungsgräben beschränkt. Folglich können auch nach den jüngsten Untersuchungen nicht alle Fragen zum Turm und zur anschliessenden Stadtbefestigung beantwortet werden.

Abb. 40 ***Zug, Postplatz/St.-Antons-Gasse.*** *Blick in die St.-Antons-Gasse (rechts) und zur Schanz (links). In der Bildmitte sind die Fundamentreste des Geissweidturms und der Stadtmauer erkennbar.*

Die erfassten Abschnitte der Fundament-Aussenflucht lassen auf einen Durchmesser des halbkreisförmigen Geissweidturms von mindestens 7 m schliessen. Ein rechtwinkelig von der Stadtmauer zum Grabenbereich wegführendes und mit dieser im Verband stehendes Mauerstück von 3 m Länge könnte von einem viereckigen Vorgängerturm stammen. Schriftquellen berichten nämlich, dass ein erster Geissweidturm als Pulverlager diente und nach einem Blitzeinschlag 1526 explodierte. Für den Neubau wurde nach dem Vorbild der in der Zwischenzeit erstellten, heute noch stehenden Türme eine runde Form gewählt. Der stratigrafische Zusammenhang der verschiedenen Fundamentreste konnte allerdings nicht geklärt werden.

Der vorgelagerte Stadtgraben hatte südlich des ehemaligen Postgebäudes eine Breite von 14 m und eine Tiefe von ungefähr 2,6 m. Soweit ersichtlich, verfügte er über eine flache Sohle. Zum Geissweidturm hin ist eine Grabenböschung anzunehmen. Gegen Norden wurde der Graben von der 1,3 m dicken Grabengegenmauer eingefasst. Von der Grabensohle und aus der Aufschüttung des Grabens liessen sich wenige Funde bergen. Eine grossflächig erfasste, dichte Steinsetzung mit unregelmässiger Oberfläche unmittelbar unter den modernen Kofferungen ist als Rollierung für den nach dem Zuschütten des Grabens gewonnenen Platz zu interpretieren. Ausserdem konnten 1,5 m unter dem aktuellen Bodenniveau verschiedene Entwässerungs- oder Abwasserkanäle aus dem 19. Jahrhundert gefasst werden.

Die jüngsten Untersuchungen liefern ein weiteres Mosaiksteinchen in der Erforschung der äusseren Stadtbefestigung. Mit dem Bau der Stadtmauer bei der Neugasse wurde laut dem Baurodel der St.-Oswalds-Kirche 1478 begonnen. Die Arbeiten kamen jedoch bald ins Stocken. Erst 1518–1528 wurde die äussere Stadtbefestigung vollendet. Nach den archäologischen Erkenntnissen von 2004 steht das Neutor, welches bis zum Abbruch 1873 den Abschluss der Neugasse markierte, mit der anschliessenden Stadtmauer im Verband und muss daher ebenfalls in der Bauphase ab 1478 erbaut worden sein. Der mit der nach Westen fortführenden Stadtmauer im Verband stehende Mauerrest eines mutmasslich ersten, vor 1526 erbauten Geissweidturms mit viereckigem Grundriss bestärkt die Annahme, dass ab 1478 mindestens das Neutor, die anschliessenden Mauerabschnitte und der erste Geissweidturm errichtet worden sind.

GS-Nr. 1025, 1035.
Ereignisnr. Archäologie: 1951.2, 2304.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Eugen Jans und Christoph Rösch.
Literatur: Tugium 8, 1992, 125–127; 29, 2013, 58.

Zug, Riedmatt 41, Schulhaus Riedmatt: Aushubbegleitung

Die Erweiterung des Schulhauses Riedmatt wurde am 21. Mai 2017 vom Zuger Stimmvolk angenommen. Wegen einer Einsprache geriet das Bauvorhaben dann allerdings ins Stocken. Erst Anfang 2018 wurde schliesslich mit dem Aushub der Baugrube auch der Schulhausneubau begonnen. Wie im Vorfeld mit der Bauleitung vereinbart, wurde im Laufe des Aushubs ein von Trockeneissondierungen her bekanntes und mittels ^{14}C-Methode in die Spätbronzezeit datiertes Schichtpaket mit dem Bagger freigelegt und anschliessend schichtweise unter Aufsicht des Amts für Denkmalpflege und Archäologie abgetragen. Dabei wurden vom Bagger einige im Boden steckende Holzpfähle aufgedeckt. Diese hatten sich dank der Bodenfeuchte gut bis sehr gut erhalten und konnten geborgen werden (Abb. 41). Am östlichen Rand der Baufläche steckten drei Pflöcke in einer Reihe im Boden, wovon einer mittels ^{14}C in die Zeit um 1006–854 v. Chr., d. h. in die Spätbronzezeit, datiert werden konnte (Abb. 42, Holz-Nr. 7). Eine weitere Gruppe von zugespitzten Pfählen fiel durch ihre relativ einheitliche Art der Bearbeitung sowie Gemeinsamkeiten bezüglich Erhaltung und Pfahldurchmesser auf. Die Hölzer Nr. 11–15 (vgl. Abb. 41) steckten im Zentrum der Baugrube eine ovale Fläche von ca. 10 × 7 m ab. Holz-Nr. 14 konnte mithilfe der ^{14}C-Analyse in die Zeit um 762–432 v. Chr.

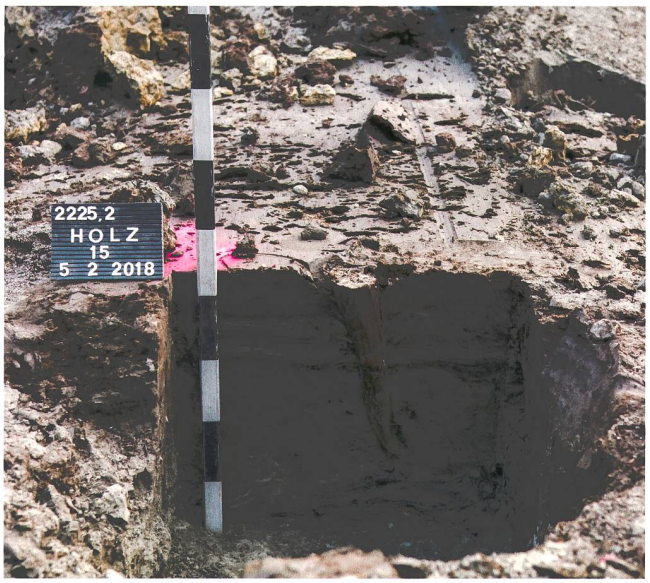


Abb. 41 ***Zug, Riedmatt 41, Schulhaus Riedmatt.*** *Holzpfahl Nr. 15 in Fundlage.*

Labor-Nr.	Material	^{14}C-Alter (unkalibriert, vor 1950)	Kalibriertes Alter, 2σ (OxCal v4.3.2, IntCal13)
ETH-86742	Rinde (FK 116)	3013 ± 22 BP	1380–1131 v. Chr.
ETH-86743	Holz? (FK 137)	3059 ± 22 BP	1403–1259 v. Chr.
ETH-86744	Torf (FK 256)	906 ± 22 BP	1039–1188 n. Chr.
ETH-86745	Moos/Blätter (FK 257)	2921 ± 22 BP	1209–1036 v. Chr.
ETH-86746	Moos? (FK 258)	2898 ± 22 BP	1191–1006 v. Chr.
ETH-86747	Pfahl Holz-Nr. 7 (FK 259)	2791 ± 22 BP	1006–854 v. Chr.
ETH-86748	Pfahl Holz-Nr. 14 (FK 260)	2466 ± 22 BP	762–432 v. Chr.

Abb. 42 ***Zug, Riedmatt 41, Schulhaus Riedmatt.*** *Ergebnisse der ^{14}C-Datierungen.*

Abb. 43 ***Zug, Riedmatt 41, Schulhaus Riedmatt.*** *Westliche Baugrubenböschung mit angeschnittenem Bachlauf (Pos. 209).*

(Eisenzeit) datiert werden (vgl. Abb. 42). Weitere im Boden steckende oder liegend in den torfigen Schichten aufgefundene Hölzer liessen sich keinem konstruktiven Gefüge zuordnen.

Das völlige Ausbleiben von archäologischen Funden wie Keramik, Knochen, Hitzesteinen usw. und von Hinweisen auf Siedlungsstrukturen deutet an, dass das Gelände im Bereich des Schulhauses Riedmatt in prähistorischer Zeit vom Menschen wohl nicht dauerhaft und wohl eher nur für bestimmte Tätigkeiten (wohl Jagd oder Fischerei) aufgesucht worden war. Neben der Klärung zu Fragen rund um die Besiedlung der Riedmatt bot sich in den Baugrubenprofilen – indem weitere Proben für ^{14}C-Datierungen, Pollenanalyse, Mikromorphologie und Archäobotanik entnommen wurden – aber auch die Gelegenheit, weitere Informationen zum Aussehen der Landschaft in prähistorischer Zeit zu sammeln (Abb. 43).

GS-Nr. 96.
Ereignisnr. Archäologie: 2225.2.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber und Gishan Schaeren.

Zug, Schützenmatt, Seewasserzentrale: Aushubbegleitung

Östlich anschliessend an den 2017 im Rahmen des Projekts «Circulago» erstellten Zielschacht für die Rohrleitungen von Stadtentwässerung und Seewasserfassung (vgl. Tugium 34, 2018, 48–50) wurde im Frühjahr und Sommer 2018 die rund 575 m² grosse Baugrube für die eigentliche «Seewasserübergabestation» ausgebaggert (Abb. 44). Ihre Aushubsohle liegt auf einer Höhenkote von 406.60 m ü. M. und damit wiederum rund 7 m unter dem heutigen Wasserspiegel des Zugersees.

Die ersten 2 m der Stratigrafie bestanden – wie aus den umgebenden Aufschlüssen bekannt – aus modernen, stark bauschuttdurchsetzten Auffüllungen. Darunter, auf knapp 413 m ü. M. und somit etwas mehr als 50 cm unter dem heutigen Wasserspiegel, liessen sich die Reste eines Fundaments fassen. Das kalkvermörtelte Bruchsteinmauerwerk aus grünlich-grauem Sandstein war aussen verputzt und nur noch seeseitig erhalten, landseitig war es bereits vollständig ausgebrochen. Das Fundament zeichnet ein 7,7 m breites Gebäude südlich des Schützenhauses nach, das auf zahlreichen alten Karten, Plänen, Fotografien und Stadtansichten des ausgehenden 19. Jahrhunderts abgebildet ist (Abb. 45). Es handelt sich um das Wohnhaus einer hier 1637 durch den Tischmacher Jakob Weber gegründeten Sägerei, die sich später unter anderem auch im Besitz der Familie Kloter, Betreiber einer Ziegelei ganz in der Nähe, befand; die «Säge» nutzte das Wasser des kanalisierten Aabachs zum Antrieb eines unterschlächtigen Wasserrads. Ebenfalls zum Sägerei-Gebäudekomplex dürfte der 2017 erfasste, im Tugium 34/2018 vorsichtig als Aabach-Uferverbauung gedeutete Mauerzug gehören, der ausweislich alter Planaufnahmen exakt auf der Flucht der Westwand des eigentlichen Sägereigebäudes verläuft. Der heute nach Westen verlegte und verrohrte Aabach floss dabei direkt westlich des Wohnhauses durch den Gebäudekomplex hindurch, von diesem Aabachkanal haben sich jedoch keine Spuren erhalten. Abgebrochen wurden die Sägereigebäude des jetzt als «Sägerei Spillmann» bekannten, zu diesem Zeitpunkt bereits an einen neuen Standort zwischen Zug und Baar verlegten Betriebs um 1950, als das Gelände im Zuge des Baus der heute noch bestehenden Schützenmatt-Turnhalle weiträumig umgestaltet wurde; aus dieser Zeit dürften auch die oben genannten Auffüllschichten über den Fundamentresten stammen.

Unter dem Fundament folgen etwas mehr als halbmeterdick heterogene, stark steindurchsetzte neuzeitliche Auffüllschichten, die wiederum Bauschutt (Ziegel, Mörtelreste) und sonstiges neuzeitliches Fundgut, vor allem Keramik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, enthalten. Landseitig liegen sie auf einem Gitterrost aus verkämmten Nadelhölzern auf und füllen, zusammen mit groben Bruchsteinen, die Zwischenräume zwischen den Balken aus (Abb. 46); wobei der bzw. ein Zusammenhang zwischen Holzrost und dem oben beschriebenen Fundament nicht geklärt werden konnte. Seeseitig ziehen die Auffüllschichten auch unter den Holzrost, der waagerecht auf etwas über 412 m ü. M. über dem schräg in den See abfallenden Seegrund errichtet worden ist. Wenig sorgfältig und meist ohne erkennbaren konstruktiven Zusammenhang sind hier zahlreiche kleinere Pfähle und angespitzte Bretter eingeschlagen, teilweise sind auch Hölzer liegend verbaut. Es scheint sich um den Versuch zu handeln, während der Errichtung des Holzrostes und der anschliessenden Einbringung der Auffüllschichten im Flachwasser das aufgeschüttete Material zu stabilisieren, damit es nicht in den See rutschen kann; nicht auszuschliessen ist im Einzelfall auch eine Zugehörigkeit zu älteren, von der Baumassnahme überschütteten Holzkonstruktionen. Gesichert wird der Holzrost mit vertikalen und leicht schräggestellten Nadelholzpfählen unterschiedlicher Länge (Abb. 47), wobei Verbindungen zwischen den horizontalen Balken und der Pfählung aufgrund

Abb. 44 ***Zug, Schützenmatt.*** *Gespundete und massiv verspriesste Baugrube, Blick von Osten. Der Bagger steht auf der 2018 ausgehobenen und temporär wiederverfüllten Baugrube des Zielschachts, die Baggermatratzen aus Baumstämmen liegen in der Baugrube der Seewasserzentrale. Im See, vor der Quaimauer, die Spundwand des Seeauslasses, rechts unten die Turnhalle Schützenmatt.*

des Bauablaufs nicht eindeutig beobachtet werden konnten. Die Konstruktionsweise des gepfählten Balkenrosts gleicht derjenigen der «Konstruktions-Profile der Quai-Anlage»: In den 1880er Jahren wird, ausgehend von der Aabachmündung, mit dem Bau einer Ufermauer begonnen, die auch heute noch das Seeufer in diesem Bereich bildet; der Bau eben dieses Quais führte im Bereich der heutigen Katastrophenbucht zur «Vorstadtkatastrophe», dem grossen Uferabbruch vom 5. Juli 1887. Trotz vergleichbarer Konstruktionsweise kann es sich beim erfassten Holzrost nicht um die rückwärtige Konstruktion der Quaimauer handeln – der Holzrost ist auch unter den sicher 1875 (vgl. Abb. 45) bereits bestehenden Sägereigebäuden vorhanden. Vermutlich handelt es sich um eine Substruktion zur Befestigung des Geländes für den Bau der Sägereigebäude selbst; die Frage nach der Konstruktion einer etwaigen rückwärtigen Quaimauer-Stabilisierung an dieser Stelle muss derzeit offenbleiben.

Unter dem Holzrost sind in Resten die bereits im westlich angrenzenden Zielschacht und in den Erkundungsbohrungen auf der Schützenmattwiese dokumentierten, stark mit Ziegelfehlbränden der Ziegelei Kloter durchsetzten Schwemmsande erhalten; diese werden vom Einbau des Holzrosts grossflächig gekappt oder ausgeräumt (vgl. Abb. 46). Im benachbarten Zielschacht stammt aus diesen Sanden ein die Jahreszahl «1645» tragendes Dachziegelfragment; der Einbau des Holzrosts (und damit der Bau des Wohnhauses der

Abb. 45 ***Zug, Schützenmatt.*** *Gebäudekomplex der Sägerei Spillmann, Fotografie, datiert 1875. Der Bau der Quaimauer hat noch nicht begonnen, vor dem Gebäude befindet sich noch ein «Trämelfang» für die zur Sägerei geflössten Baumstämme. Die Bäume im Hintergrund links zeichnen das Siehbachdelta nach, das rechts der Sägerei angeschnittene niedrige Dach ist der Schiessstand des nicht mehr abgebildeten Schützenhauses.*

Sägerei) muss also später erfolgt sein, nicht bereits 1637, als Jakob Weber vom Stadtrat die Erlaubnis für den Bau seiner Säge bekommen hat. Dies steht im Einklang mit einer ersten vorsichtigen Datierung der Keramik aus den Auffüllschichten über dem Holzrost in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für eine abschliessende Klärung der Bauabfolge wird aber die dendrochronologische Datierung der Bauhölzer abzuwarten sein.

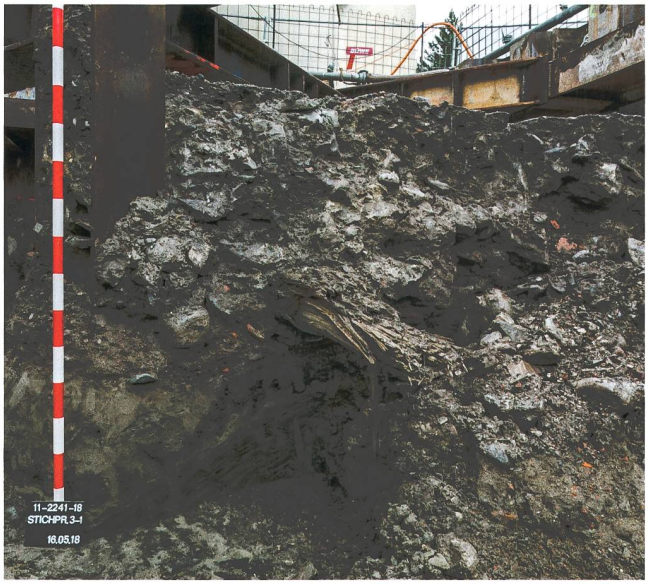


Abb. 46 ***Zug, Schützenmatt.*** *Stichprofil 3 auf Höhe eines Holzrosts, der wohl der Fundamentierung der Sägereigebäude zuzurechnen ist; angeschnitten ist einer der rechtwinklig auf das Seeufer zulaufenden Balken. Darüber liegen zunächst neuzeitliche Aufschüttungen (die modernen Auffüllschichten sind bereits abgetragen), darunter ein Rest der mit Ziegelfehlbränden durchsetzten Sande. Gegen unten folgen wechselgelagert Deltasande und muddeartige organische Schichten. Blick gegen Nordost, im Hintergrund die Turnhalle Schützenmatt.*

Abb. 47 ***Zug, Schützenmatt.*** *Beim Aushub werden grosse Mengen von Hölzern – Balken wie Pfähle – ausgebaggert, die wohl zur Fundamentierung für die Sägereigebäude gehören.*

Im Liegenden folgt schliesslich ein mächtiges Schichtpaket aus sandigen und muddigen, schluffig-organischen Schichten, die steil gegen Südwesten einfallen (vgl. Abb. 46). Es handelt sich um die bereits bekannten Deltaschüttungen des Aabachs, die mit zunehmender Tiefe einen deutlich grösseren organischen Anteil aufweisen sowie feinkörniger werden und damit eher Seeboden- denn Deltacharakter annehmen. In diese Schichten eingelagert sind immer wieder bearbeitete Hölzer, bei denen es sich offenbar auch hier überwiegend um Werkabfälle der Holzbearbeitung handelt. Wie aufgrund des steilen Schichteinfalls zu erwarten ist, reicht die Zeitstellung dieses Schichtpakets weiter zurück als im Zielschacht weiter westlich; ein ^{14}C-Datum (ETH-90376, FK 119, 1888±23 BP, 62–212 n. Chr., 2σ [OxCal v4.3.2, IntCal 13]) an einer Haselnuss erbrachte ein in die römische Zeit fallendes Datum. Die Nuss wurde knapp über der Baugrubensohle auf 406.78 m ü. M. und damit mehr als 6,5 m unter dem heutigen Seespiegel aus den muddigen Seebodensedimenten geborgen.

GS-Nr. 205.
Ereignisnr. Archäologie: 2241.3.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Jochen Reinhard, Kilian Weber und Gishan Schaeren.
^{14}C-Datierung: ETH Zürich (Irka Hajdas).
Literatur: Viktor Luthiger, Alte Häuser und ihre Besitzer in Zug. ZKal. 93, 1948, 35–41, besonders 37–38. – Jochen Reinhard und Stefanie Steiner-Osimitz, Unverhofft kommt oft. Wiederentdeckung der ehemaligen Ziegelei auf der Schützenmatt in Zug. 33. Bericht der Stiftung Ziegelei-Museum 2016, 51–62. – Hans Spillmann, Sägerei Spillmann. Heimatbuch Baar 1960, 16–19. – Werner Spillmann, Die gute alte Zeit. Bilder vom alten Zug. Zug 1988, besonders 86. – Stadt Zug (Hg.), Die Zuger Vorstadt. Gedenkschrift zum 100. Jahrestag der Vorstadtkatastrophe vom 5. Juli 1887. Zug 1987, besonders 22–23, 36, 40 und 46–47. – Tugium 32, 2016, 74–76; 34, 2018, 48–50 – JbAS 101, 2018, 251 – ZNbl. 1987, 5–65.

Zug, St. Verena, Kapelle St. Verena: Aussenrenovation

Seit Jahrhunderten führt der Pilgerweg von Zug nach Einsiedeln an der Kapelle St. Verena vorbei, die oberhalb von Zug unweit des Waldstücks Chämistal steht. Als Ersatz für einen kleineren Vorgängerbau wurde die Kapelle im Auftrag von Spitalvogt Bartholomäus Brandenberg 1704/05 errichtet, vermutlich nach den Plänen des renommierten Klosterbaumeisters Caspar Moosbrugger aus Einsiedeln. Über kreuzförmigem Grundriss, mit Kuppel und Laterne ausgestattet, entstand ein Zentralbau, der im frühen 18. Jahrhundert in Zug einzigartig war und nicht nur von Pilgern, sondern auch von Zuger Kirchgängern rege besucht wurde. Bis heute wird der seit 1709 in der Kapelle aufbewahrten Reliquie der heiligen Verena gehuldigt, wovon zahlreiche Votivbilder zeugen. Es überrascht daher nicht, dass die Kapelle auf vorbildliche Art und Weise regelmässig unterhalten und restauriert wird.

2017 entschied sich die Kirchgemeinde, die Laterne über der Kuppel und den Dachreiter instand setzen zu lassen. Dies nicht zum ersten Mal: Die beiden der Witterung stark ausgesetzten Aufbauten mussten im Laufe der Jahrhunderte immer

Abb. 48 ***Zug, St. Verena, Kapelle St. Verena.*** *Ansicht von Nordwesten. Zustand nach der Aussenrenovation.*

wieder repariert und neu gefasst werden. Bereits 1732 erfolgte ein kompletter Neubau, nachdem der Dachstuhl von einem Blitz getroffen worden und vollständig niedergebrannt war. Meister Jakob Suter aus dem Bregenzerwald wurde damals mit dem sofortigen Wiederaufbau des Dachwerks samt Kuppel, Laterne und Dachreiter beauftragt. Die neue achteckige Laterne wurde mit langrechteckigen Fenstern mit eingezogenen Halbkreisbögen, einem hohen Architrav mit Zierfriesen und einem langgezogenen Kuppeldach ausgestattet. Auf dessen Spitze thront heute die heilige Verena. Der neue sechseckige Dachreiter über dem Chor wurde mit einem Zwiebeldach abgeschlossen, über welchem ein geschmiedetes Kreuz in den Himmel ragt.

Die Laterne und der Dachreiter waren letztmals in den 1990er Jahren und 2010 restauriert worden. Wie sich zeigte, waren 2018 nicht nur die Holzschindeln in einem schlechten Zustand, sondern auch ein Teil der darunterliegenden Bretterschalungen. Diese musste teilweise ersetzt werden. Die Laterne und der Dachreiter wurden vollständig mit neuen Fichtenschindeln verkleidet und im charakteristischen Rotocker mit Ölfarbe gestrichen. Die hölzernen Zierfriese der Laterne konnten erhalten werden, mussten aber abgelaugt und neu in Grau gefasst werden. Die auf Metallblech in Ölfarbe gemalte St.-Verena-Figur befand sich allgemein in einem recht guten Zustand, wies aber verschiedene Fehlstellen auf. Die Malerei wurde durch einen Restaurator gereinigt, gefestigt und punktuell retuschiert. Die Kupferkugeln waren durch Hagelschlag beschädigt worden und mussten repariert und neu vergoldet werden, das Kreuz wurde entrostet und neu gefasst. Die während der Restaurierung zum Vorschein gekommene Kupferdose, die Hinweise zu früheren Restaurierungen enthalten dürfte, wurde für die Nachwelt ungeöffnet wieder in die Goldkugel der Laterne gelegt. Während der Instandsetzungsarbeiten kamen auch Schäden im Bereich der Vorhalle zum Vorschein. Die umlaufende Brüstungsmauer wies mehrere Fehlstellen im Putz auf, die ergänzt wurden. Am Kreuzgratgewölbe, das von vier toskanischen Säulen getragen wird, zeichnete sich ein Wasserschaden ab, der behoben werden musste. Die beiden Fensteröffnungen seitlich des Portals mit ihren Segmentgiebeln und geohrten Gewänden sind auch heute noch mit Bleiverglasungen ausgestattet. Beim südlichen Fenster wurde eine zerbrochene Scheibe durch ein neues Goetheglas ersetzt. Die gesamte Vorhalle, einschliesslich des Portals von 1705, erhielt einen neuen Anstrich in Mineral- und Ölfarbe, sodass sich die St.-Verena-Kapelle pünktlich zu Mariä Himmelfahrt ihren Besuchern wieder in neuer Frische präsentierte (Abb. 48). Zusammen mit dem benachbarten, 2016 frisch sanierten Bruderhaus bildet die restaurierte barocke Kapelle ein äusserst wertvolles Ensemble, das auf wunderbare Weise diesen malerischen Ort am Zugerberg prägt.

GS-Nr. 1744, Ass.-Nr. 409a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Walter.
Planung: Zumbühl & Heggli Architekten, Zug.
Restaurator: Andreas Bühlmann, Sins.
Literatur: KDM ZG 1, 342ff. – Tugium 12, 1996, 43–44; 26, 2010, 44–45.

Zug, Unteraltstadt 26, Restaurant Zur Taube: Sanierung und Umbau

Die Tradition des Wirtshauses Zur Taube ist seit 1700 schriftlich belegt, reicht aber vermutlich bis ins 17. Jahrhundert zurück (s. Tugium 34, 2018, 103–115). Bei der im Frühjahr abgeschlossenen Sanierung blieb eine Gaststube erhalten, und

Abb. 49 ***Zug, Unteraltstadt 26, Restaurant Zur Taube.*** *Gassenseitige Fassade mit restauriertem Wirtshausschild. Zustand nach dem Umbau.*

zusätzlich bekam das Haus durch einen neuen Frühstücksraum einen Zugang zum See hin. An der gassenseitigen Fassade wurde das Pfosten-Riegel-Blendwerk aus den 1960er Jahren entfernt. Die Grundlage für die neue Fassadengestaltung bildeten Fotos aus der Zeit vor der damaligen Sanierung (Abb. 49). Der neuere, seeseitige Balkon wurde saniert und genügt jetzt den Sicherheitsvorschriften. Ab dem ersten Obergeschoss sind pro Geschoss zwei Studios eingebaut worden. Die oberste Wohnung erstreckt sich über zwei Geschosse bis zum Dachstock. Um die Eingriffe in die historisch wertvolle Bausubstanz zu minimieren, sind alle installationsträchtigen Räume wie Bäder, Duschen und Toiletten wieder in der mittleren, bereits mehrfach veränderten Raumschicht untergebracht worden. Das Treppenhaus ist ersetzt worden, da die bestehende Treppe bereits überformt und verändert wurde. Eine interessante Lösung entwickelten die Architekten für die Decken. Die Anforderungen an wohnungstrennende Decken bezüglich Schall- und Brandschutz sind hoch. Um diese zu erfüllen, entwickelten die Architekten einen Schiebeboden aus Buchenvollholz, bei dem die bestehenden Balken sichtbar bleiben. Da die Verkohlung der Balken im Brandfall mit einberechnet werden kann, konnten die Anforderungen bezüglich Brand- (und Schall-)schutz auf diese Weise gelöst werden. Von der Innenausstattung wurden die originalen Täfer im ersten Obergeschoss, in der ehemaligen Gaststube, restauriert. Die Täfer im zweiten Obergeschoss konnten teilweise wiederverwendet werden, und die ursprüngliche Farbgebung wurde wieder aufgenommen. Das Wirtshausschild, das bereits in den 1970er Jahren durch eines aus Aluminiumblech ersetzt worden war, wurde restauriert und neu bemalt. Die Aufhängung und Rahmung des Schilds hingegen stammt teilweise aus dem 17./18. Jahrhundert und ist sanft restauriert worden.

Für eine Nutzung als Restaurant mit Studios sind beträchtliche technische Aufwendungen nötig. Zu der insgesamt gelungenen Restaurierung, bei der wertvolle historische Bausubstanz und Ausstattung erhalten und sorgfältig aufgefrischt wurde, ist deshalb aus denkmalpflegerischer Sicht doch anzumerken, dass mit dem Umbau die Grenzen dessen, was ein Baudenkmal erträgt, erreicht worden sind.

GS-Nr. 1109, Ass.-Nr. 23a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Roman Brunner.
Architektur: Dan Semrad, Michael Weber und Carlo Balzarini, CSL Partner Architekten AG, Baar.
Restaurierung Wirtshausschild: Moritz Häberling AG, Kunstschmiede, Uerzlikon.
Literatur: Tugium 34, 2018, 103–115 (mit weiteren Literaturhinweisen).

Zug, Zeughausgasse 6, Wohn- und Geschäftshaus: Sanierung und Umbau

Am Falkenplatz, auf der Westseite der Zeughausgasse, steht das dreigeschossige Wohn- und Geschäftshaus Zeughausgasse 6 (Abb. 50), das zusammen mit den Häusern Zeughausgasse 8 und 10 (Ass.-Nr. 159a und 160a) eine kubische und formale Einheit bildet. Als Kopfbau dieses Ensembles nimmt das Gebäude innerhalb des Strassenraums städtebaulich eine besondere Stellung ein und tritt vor allem vom Postplatz her gesehen durch seine Lage, Grösse und Gestaltung stark in Erscheinung. Das Wohn- und Geschäftshaus ist auf dem Landtwingplan von 1770 als bestehend eingezeichnet. Beim sogenannten Geissweidbrand von 1795, einem Grossbrand im Gebiet der Zeughausgasse, wurde das Haus zumindest teilweise zerstört und danach wieder aufgebaut. Vermutlich war damals eine Büchsenmacherwerkstatt im Erdgeschoss beheimatet, da die wieder errichtete Liegenschaft dem Büchsenmacher Johann Georg Menteler und dessen Sohn gehörte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kaufte der Buchdrucker Josef Kündig das Gebäude als Familienwohnsitz und richtete ab 1901 im Erdgeschoss eine Druckerei ein. Die Druckerei Kündig, welche u. a. den «Zuger Kalender» druckte, blieb an der Zeughausgasse, bis sie 1929 in einen Neubau am Bundesplatz (Ass.-Nr. 1246) umzog. Kurz zuvor, im Jahr 1925, liessen die Kündig-Erben den Dachstock des Hauses an der Zeughausgasse nach Plänen des Zuger Architekten Alois Stadler ausbauen. Die östliche Aufzugslukarne wurde durch einen dreiachsigen Quergiebel mit geknicktem Satteldach ersetzt und die ursprünglich durchbrochene Dachtraufe geschlossen. Westseitig wurde eine Dachterrasse zum Aufhängen der

Abb. 50 ***Zug, Zeughausgasse 6.*** *Das renovierte Wohn- und Geschäftshaus Zeughausgasse 6 nimmt als Kopfbau innerhalb des Geissweidquartiers städtebaulich eine besondere Stellung ein. Ansicht von Nordosten.*

Wäsche ergänzt und mutmasslich das Fachwerk im Giebelfeld freigelegt. Die Umbauten waren dem damals populären Heimatstil verpflichtet. Nur gerade fünf Jahre später, nämlich 1930, gestaltete derselbe Architekt, der sich nun mit dem Architekten Walter F. Wilhelm zum Architekturbüro «Stadler & Wilhelm, Zug» zusammengeschlossen hatte, das Ladengeschoss der Liegenschaft um. Im Stil der Moderne bekam das Haus im Erdgeschoss gegen die Zeughausgasse und gegen den Falkenplatz hin je zwei Schaufenster in Eisenkonstruktion. Dieser markante Eingriff prägt das Haus bis heute und gibt ihm eine moderne Grosszügigkeit. In diesen Räumlichkeiten befand sich 1953–2015 das stadtbekannte Musikhaus Röllin.

2016 wurde das Haus verkauft und 2017/18 einer Gesamtsanierung unterzogen. In enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege entstand aus dem ehemaligen Einfamilienhaus mit Ladengeschoss ein Mehrparteienhaus mit einem Erdgeschoss mit öffentlicher Nutzung. Mit grosser Sorgfalt – auch für das Detail – und geprägt von Rücksicht auf die historische Substanz entstanden moderne Kleinwohnungen und Studios, in welchen der Altbau weiterhin ablesbar ist und die Geschichte des Hauses weiterlebt. Damit diese Synthese möglich war, wurde das Haus zu Beginn von Restauratoren innen und aussen untersucht. Diese Untersuchungen gaben Einblicke in die Baugeschichte des Hauses und erzählen von verschiedenen Farbigkeiten in Wohnräumen und Treppenhaus. Im Wissen um die Vielschichtigkeit des Gebäudes wurde beim Umbau darauf geachtet, dass – wo möglich – die historischen Oberflächen wie Bodenbeläge (Riemenboden, Fischgrätparkett, Marmorplatten), aber auch Treppenanlage, Wohnungstüren, Einbauschränke, Sockel und Rupfen (Tapeten aus Jutegewebe) erhalten blieben und nach Befund gestrichen wurden.

Im Gegensatz zum Befund im Innern zeigte sich beim Untersuch schnell, dass an den Fassaden nicht mehr viel historische Substanz erhalten geblieben war. Die historischen Fenster sind 1975 bis auf die Fenster an der Westfassade, das Schaufenster und zwei kleinen Giebelfenster durch sprossenlose, einflüglige Fenster ersetzt worden. 1981 wurde beim gesamten Oberbau die Putzfassade abgeschlagen, Fenstereinfassungen und Fensterläden erneuert, das Haus anschliessend gedämmt und mit einem kunststoffvergüteten Putz versehen. Glücklicherweise konnten diese Eingriffe im Zuge der Umbauarbeiten rückgängig gemacht werden. Die das Mauerwerk schädigende Aussendämmung inklusive kunststoffvergüteten Putzes wurde komplett entfernt und durch einen klassischen mineralischen Putzaufbau ersetzt. Auf eine aussenliegende Wärmedämmung wurde verzichtet. Aufgrund von historischen Fotos wurde entschieden, auch das Giebelfeld komplett zu verputzen und nicht wie ab 1925/30 als Sichtfachwerk zu belassen. Beim Entfernen der Aussendämmung entdeckte man im Erdgeschoss an der Westseite ein Fenster aus dem 19. Jahrhundert, welches bei einem Umbau abgedeckt und zugemauert worden ist. Dieses Fenster, ein sogenanntes T-Fenster, wurde an Ort und Stelle belassen und restauriert und diente als Vorbild zur Rekonstruktion der anderen Fenster. Weiter blieben auch die Schaufenster von 1930, ein Sprossenfenster im zweiten Obergeschoss an der Westfassade aus der Zeit um 1925/30, als das Haus umgebaut wurde, und die Giebelfenster erhalten.

Zur originalen Farbgebung des Hauses kann man leider keine Aussagen mehr machen, da nicht mehr genügend Reste des Originalputzes auffindbar waren. Befunde gibt es jedoch an der Fassade im Sockelgeschoss. Dieser Putz stammt aus der Umbauphase von 1930 und weist mehrere Farbfassungen auf: olivgrün, ocker, verschiedene Grautöne. Grüntöne waren in den 1920er und 1930er Jahren sehr beliebt und sind an der Zeughausgasse 6 auch im Innern sehr präsent. Aufgrund des Umstands, dass einerseits der Schaufenstereinbau von 1930 ein äusserst prägendes Architekturelement des Hauses ist und im Sockelbereich am meisten Originalsubstanz inklusive Farbfassungen vorhanden ist, andererseits die Zeughausgasse 6 städtebaulich ein wichtiges Objekt ist, welches eine zusätzliche optische Präsenz haben darf, wurde entschieden, die gesamte Fassade der typischen Farbigkeit der 1920/30er Jahre nachzuempfinden. Die Zeughausgasse 6 erscheint heute als

Abb. 51 ***Zug, Zugerberg, Berghof 1.*** *Ansicht von Südosten. Links ist das grössere Wohnhaus Berghof 2 zu erkennen.*

grünes Haus mit einem graugrünen Sockelgeschoss und roten Fensterläden. Vom Postplatz her gesehen hat es eine würdevolle Präsenz und zeigt sich als eleganter, schlichter Kopfbau.

GS-Nr. 1014, Ass.-Nr. 158a.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Nathalie Wey.
Planung: Buess + Partner Architekten GmbH, Cham.
Restauratoren: Martin Hüppi, Restaurator SKR, Luzern, und Manuel Hebeisen, Zug.
Literatur: Viktor Luthiger, Die Zeughausgasse in Zug, ihre Häuser und deren Besitzer. ZKal 1941, besonders 48.

Zug, Zugerberg, Berghof 1: Kurzuntersuch vor Abbruch

Der Berghof auf dem Zugerberg besteht neben den Ökonomiebauten aus zwei unmittelbar beieinander stehenden Wohnhäusern. Das reizvolle Duo wird gebildet aus dem grösseren Haus Berghof 2 und dem ähnlich aussehenden, jedoch kleineren Haus Berghof 1 (Abb. 51). Bevor letzteres 2018 einem Neubau weichen musste, konnte es bauhistorisch dokumentiert werden.

Die Hofanlage liegt auf einer Nordost–Südwest gelagerten Geländekuppe. Die Wohnhäuser sind nach Südosten ausgerichtet und schauen somit nicht zum Zugersee, sondern zum höher gelegenen Bereich des Zugerbergs. Der untersuchte Blockbau stand auf einem gemauerten Sockelgeschoss, welches entsprechend dem in südöstlicher Richtung abfallenden Gelände an der Rückseite kaum wahrnehmbar, an der Vorderseite hingegen rund 3 m hoch war. Das Sockelgeschoss hatte eine Breite von 7,35 m und eine Länge von 10 m. Die nordwestliche, fast vollständig ins Gelände eingetiefte Hälfte des Sockelgeschosses wurde von einem 2,75 m hohen, tonnengewölbten Keller eingenommen. Südöstlich schloss ein Kellerraum mit einer Balkendecke an. Die Wohngeschosse übernahmen diese Zweiteiligkeit. Im ersten Wohngeschoss befand sich südostseitig die Stube von 7 × 4,3 m (30 m²) Grösse und einer Raumhöhe von 2 m, welche die ganze Hausbreite einnahm. Mit der einzigen festen Binnenwand war gegen Nordwesten ein Küchenbereich von 5,35 m Tiefe abgetrennt. Der 37,5 m² grosse Raum verfügte über zwei Zugänge: einen – wie zu erwarten – an der Südwestwand (Traufseite) und einen weiteren von doppelter Breite an der Rückfassade. Aufgrund der ungewöhnlichen Zugangssituation und der Grösse des Raums ist anzunehmen, dass er multifunktional als Küche und Ökonomieraum diente. In der Westecke lag die Treppe zur Erschliessung des Obergeschosses.

Das zweite Wohngeschoss war durch eine fixe Binnenwand in der Flucht der Trennwand des ersten Wohngeschosses ebenfalls in nur zwei Räume aufgeteilt. Im Bereich des nordwestlichen, grösseren Raums lagen beidseits die Zugänge zu den Lauben an den Traufseiten. Ein Dachstuhl mit liegendem Joch über der Binnentrennwand der Wohngeschosse und stehenden Konstruktionen an den Giebelfassaden bildete die Unterlage für die vierzehn Sparrenpaare.

Laut Recherchen von Benno Furrer von der Schweizerischen Bauernhausforschung wird das Haus Berghof 1 im ersten Brandassekuranzregister, welches ab 1813 angelegt worden ist, als «neues Haus» bezeichnet. Es dürfte daher um 1800 errichtet worden sein. Bemerkenswert ist die Raumeinteilung des Hauses. Es verfügte ursprünglich nur über zwei Kammern, jedoch über ein sehr geräumiges Hinterhaus.

GS-Nr. 1819, Ass.-Nr. 465a.
Ereignisnr. Archäologie: 2290.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Melanie Mastel, Christoph Rösch.

Zug, Zugerberg, Institut Montana: Aushubbegleitung (Neubau Parkplatz)

Das Institut Montana liess auf seinem Grundstück Nr. 4986 auf dem Zugerberg einen neuen Parkplatz errichten. Hierfür wurde auf einem Geländestreifen zwischen Viehstall und

Abb. 52 ***Zug, Zugerberg, Institut Montana.*** *Aushub für einen neuen Parkplatz auf dem Institutsareal.*

Felsenegg-Strässchen eine Fläche von ca. 17 × 42 m unter Aufsicht des Amts für Denkmalpflege und Archäologie abhumusiert (Abb. 52). Das Baugelände befindet sich am Nordwestrand des Vorderen Geissbodens, einer sumpfigen Ebene auf der Anhöhe des Zugerbergs, und damit im Abhang eines eiszeitlichen Moränenwalls. Keine 200 m von der Baustelle entfernt wurde 1843 beim Torfstechen eine noch geschäftete jungsteinzeitliche Pfeilspitze gefunden, die im Museum für Urgeschichte(n) zu besichtigen ist.

Um im abschüssigen Gelände für den Parkplatz eine möglichst ebene Fläche schaffen zu können, musste das Terrain an der steilsten Stelle rund 60 cm tief abgetragen werden. In dieser steileren südwestlichen Hälfte der Baufläche wurde nach Abtrag von 20 bis 30 cm Humus bereits steriler Verwitterungsboden aufgedeckt. Aufgrund der auffallend scharfen Schichtgrenze zwischen Verwitterungsboden und Humus muss angenommen werden, dass zumindest in diesem Abschnitt des Grundstücks bereits in früherer Zeit Veränderungen am Gelände vorgenommen worden sind, die zu einem Verschwinden der über dem Verwitterungsboden anstehenden Schichten geführt haben. Dies könnte beim Bau des Felsenegg-Strässchens geschehen sein, welches zum Internatsgebäude (Gebäudeadresse Felsenegg 20) hinaufführt, das 1902 errichtet wurde. Mit weiteren grossflächigen Bodeneingriffen ist im Bereich des Bauperimeters wohl beim Bau des Viehstalls zu rechnen, der um ca. 1965 erfolgt sein muss. Im relativ aufgelockerten kiesig-sandigen Material fanden sich vereinzelt stark zerkleinerte Porzellanscherben und kleinere Bruchstücke von Baukeramik, die bereits aus industrieller Produktion stammen dürften. Diese mit moderner Geschirr- und Baukeramik sowie einigen Metallteilen durchsetzte Planie bildete im flacheren nordöstlichen Teil gleichzeitig die Sohle der Aushubfläche.

GS-Nr. 4986.
Ereignisnr. Archäologie: 2285.
Amt für Denkmalpflege und Archäologie: Kilian Weber, Gishan Schaeren
Literatur: Jürgen Junkmanns, Der jungsteinzeitliche Pfeil vom Zugerberg. Tugium 12, 1996, 87–95. http://dx.doi.org/10.5169/seals-527101.